### Anfang

Ich schreibe dir, weil es mir einfacher fällt als zu sprechen. Ich schulde dir noch eine Antwort

### Ich

Ich bin gegen rechte Menschen, gegen zu niedrige Steuern für Reiche, gegen Anglizismen, weil ich die Sprache zu sehr liebe, gegen die absichtliche Verwechslung freiwilligen mit gezwungenem Schweigen, bin für die Einführung von mehr Frauenrechten, für Modelleisenbahnen auch für Mädchen, Mehrwegtupperwaren und für weniger Fleisch in den Mensen. Hörst du? Ich bin ein guter Mensch. Ich schreibe diese Liste morgens, ein Ritual, um den Tag vorzubereiten, um mich auf den Tag vorzubereiten. Ich stehe mit dem rechten Fuß zuerst auf, habe mir von der Kindheit ein Regelwerk aufgehoben, das unter anderem auch vorsieht, möglichst selten die Ritze zwischen Bürgersteigfließen zu berühren.

Meine Mutter schüttet Haferflocken in drei Schüsseln und gießt diese mit heißem Wasser auf. Wenn ich aufstehe, ist die Masse bereits fest geworden und das Porzellan in meinen Händen kalt. Ich nehme die Milchpackung aus dem Kühlschrank, fülle die rote Schüssel, das ist meine, mit der weißen Flüssigkeit, knapp einen Zentimeter unterhalb des Rands. Mit einem Teelöffel arbeite ich mich durch die hellbraune Haferflockenpampe, darauf bedacht, dass nichts über den Rand der Schüssel tritt auf die hölzerne Arbeitsfläche. Sobald sich erste Risse bilden, sinkt die Milch nach unten. Es dauert eine Weile die Milch unterzuarbeiten, sodass es aus der Distanz wirkt wie eine homogene Masse.

Ich denke nicht dabei, sondern bin so konzentriert, wie sonst bloß selten. Es erinnert mich an die Zeit, in der wir alle zuhause gewohnt haben und ich nicht bloß Gast auf Zeit war, der sich einnistet in den Umriss von Erinnerungen.

Meine Pullover passen mir noch, aber sonst nicht mehr viel anderes.

Vorgestern blieb meine Mutter länger, frühstückte mit mir zusammen und nahm mir mit dieser Unüblichkeit den Glauben an meine Nichtrealität. Den ganzen Tag lang, den ich im Wald verbrachte und mir Geschichten ausdachte, habe ich gebraucht, um diesen Glauben wieder herzustellen. Sie sah mich, die Milch in den Brei einarbeiten, beobachtete mich dabei, sodass ich länger und mit mehr Kraft daran arbeitete. Den Blick konzentriert im Brei versenkend vermied ich eine Kollision. Sie sagte, sie könne für mich auch Milch kochen und die Haferflocken morgens mit heißer Milch aufgießen, sie dachte bloß, ich hätte es lieber mit Wasser, weil das früher so war. Da schweigen wir beide. Ich nicke bloß, schüttele dann den Kopf, ruhe mich aus in dieser Ambivalenz, sage dann: Nein, das passt schon.

Sie nickt, überlegt, entscheidet sich aber anders, es ist keine Notiz wert. Meine Mutter liebt Notizen. Stichpunkte an Spiegeln, in ihrem Kalender und der Kopfinnenwand. Ihre Stirnrückseite muss ein Misthaufen mit Post-Its sein oder ein Blätterberg im Herbst. Aber sie findet jede Nadel. Meine eigene Stirnrückseite ist ein Spielbrett, alle Felder besetzt, sodass keine Spielfigur auch nur einen Zug machen kann. Die Stirnrückseite meines Vaters kann ich nicht einsehen, dafür ist die Haut zu dick.

Hab dich lieb.

Ein weiterer Post-It neben der Müslischüssel.

Habe Erdbeeren gekauft, sind im Kühlschrank.

Ich denke, dass man im Winter keine Erdbeeren kaufen sollte, da selbst die, die in Deutschland produziert werden, in riesigen Treibhäusern angebaut werden und riesige Mengen an Energie verschlingen. Ich esse trotzdem die gesamte Packung leer, fünfhundert Gramm.

Nach dem Frühstück spüle ich die Schüssel, ich spüle die Tasse, in der ich mir Pfefferminztee gemacht habe, ich spüle den Teelöffel, mit dem ich gegessen habe und auch den unbenutzten Esslöffel, den meine Mutter mir neben die Schüssel gelegt hatte. Ich spüle so, als hätte ich nichts vor und als wäre das Spielbrett leer. Ich spüle meine Handgelenke, meine Handinnenflächen, spüle die Adern entlang, die Lebenslinien, versuche zu erinnern, welche Linie für was steht und welche für nichts. Ich spüle bis in die Fingerspitzen hinein, in die Fingernagelspitzen, rubbe mir die Fingernägel, als hätte ich einen besonders hartnäckigen Nagellack aufgetragen. Wir haben eine Spülmaschine, wie jede Familie, die in einer Gegend wie dieser ein Haus besitzt und zwei Kinder großgezogen hat.

Die Küche ist weiß gefliest, die meisten Küchen, die ich kenne, teilen diese Bodenfarbe, auf der jeder Tomatensoßenfleck und jedes Kurkumaeklat bei der Curryzubereitung herausfordernd sichtbar bleibt. Meine eigene auch. Wir teilten sie zu dritt, sortierten unsere Leben in die Schrankfächer, anfangs noch sehr bedacht, Grenzen zwischen den Schubladen zu ziehen. Dann ging die eine und kurz darauf ich. Der letzte ist ein Überlebender und hat den ganzen Kühlschrank für sich. Ich sitze im Wohnzimmer auf einem Sofa, dass zu elegant ist, um gemütlich zu sein. Meine Eltern haben es mit dem Auszug von uns Kindern gekauft, die Botschaft unmissverständlich, dabei waren wir keine besonders schmutzigen Kinder. Wir waren Mädchen wie in einem Bilderbuch, denke ich manchmal, aber ich hatte schon lange kein Bilderbuch mehr in der Hand. Vielleicht könnte ich die Mutter nach den Kindheitsgegenständen fragen, vielleicht gäbe es dort Bücher, die wir früher gelesen haben, immer nacheinander, sie zuerst.

Aber die Frage scheint mir zu privat zu sein, zu intim gegenüber dieser kindlichen Version von uns. Es scheint mir eine Grenze zu geben, zwischen dem Ich jetzt und dem Ich damals und ich habe Angst letzteres zu stören. In meinem Kleiderschrank habe ich heute Morgen eine Fließjacke gefunden, der Stoff sah weich aus, war es aber nicht mehr, war zu häufig gewaschen worden, um das Versprechen beim Kauf zu halten. Es musste noch aus Beginn der gymnasialen Zeit stammen, eine Epoche, an die ich mich bloß lückenhaft erinnere. Ich hing mit dem linken Arm im Ärmel, sah die Hälfte des Körpers in dem großen Spiegel auf der kürzeren Wand des Zimmers, und fühlte mich, als hätte ich einen Diebstahl begangen. Meine Augen, die in meinem Gesicht meines Erachtens nach unnatürlich klein waren, sahen mich groß an, erschrocken, ertappt. Ich stopfte den Pullover ganz nach unten in das Fach mit den Sportleggings und Sport-BHs, die ich früher oft getragen hatte, aber nicht mitgenommen. Alles, das ich bei dem Auszug hiergelassen hatte, hatte ich für mich verloren. Es gehörte einer Person, der ich ähnelte, fast waren wir gleich, hatten so viele Gemeinsamkeiten, dass ich mich vor ihr fürchtete. Es gehörte dem Spiegelbild an der Kopfseite des Zimmers, das bereits vier Jahre alt war.

Unser Wohnzimmer wurde aus einem Katalog ausgeschnitten, mit einer Schere, deren Schnittflächen Zacken haben. Die Ränder des Wohnzimmers sind daher unregelmäßige Abweichungen von dem edlen Prospekt. Aber die Abweichungen sind wiederum eine Ironie, ein, so scheint es, gesellschaftlich erforderlicher Sarkasmus, dass man das eigene Glück als geringer abtut, den Wohlstand mit einem Augenzwinkern verkauft. Früher wurde das Holz des Esstisches, der sich im vorderen Teil des Wohnzimmers befindet, mit einer leicht glänzenden und noch leichter abwischbaren Plastikdecke versehen, erst jetzt zeigt sich die Holzfläche in all ihrer Pracht. Wäre ich ein Kleinkind, dass sich um Konsequenzen jeglicher Art weder kümmern noch kümmern braucht, würde ich das scharfe Messer, dass für den gelegentlichen Fleischkonsum vorgesehen ist, aus der Küche holen. Ich würde die Mandalas, die ich in den letzten Tagen unachtsam, vorwurfsvoll und verzweifelt ausgemalt habe, in die zwei Plätze ritzen, die ich und meine Schwester früher besetzt haben. Ich würde jeden einzelnen Kreis ausheben und in den Furchen die wütende Achtsamkeit finden, die sich beim Porridgeausstechen noch beherrschen kann.

Bildlich stelle ich mir die Reaktion der Eltern darauf vor. Sehe ihr Gesicht in dem Hochzeitsfoto, das neben dem Fernseher steht, und verforme es. Die Lippenkanten drängen zusammen, die Augenbrauen stoßen aneinander. Ein wütendes Gesicht zieht sich zusammen, man sagt, es verkneift sich. Sind Menschen in kälteren Regionen wütender, frage ich mich, bevor mir einfällt, dass Finnland doch eines der glücklichsten Länder ist. Ich rutsche ab, kann die Gedanken nicht zusammenhalten, schweife zwischen Fragen, deren Antwort ich nicht weiß und Antworten, deren Fragen ich nicht aussprechen kann umher, das geschieht mir häufig.

Ich fange eine Liste an und nenne sie Symptome.

Ich unterstreiche die Überschrift mit Schlangenlinien, die sich über die rechte Seite des Papieres nach unten tasten, die linke, untere Ecke besiedeln, die Seitenzahl des Notizbuches umschlingen und erwürgen, ich klappe das Buch zu. Morgen werde ich schreiben, Gedankenwirrwarr, weil mir das Schreiben morgen besser gelingt. Heute starre ich lieber. Mein Vater hat vor einigen Jahren ein Vogelhaus gekauft. Es hängt im Garten und haben wir ihn anfangs verspottet, weil kein einziger Vogel je auch nur auf einen Meter an den Stamm des Baumes herankam, saßen wir im zweiten Jahr gemeinsam auf dem damals noch gemütlichen Sofa und sahen dem eifrigen Gepicke zu. Jetzt laufe ich in den Keller, wo wir das Futter aufbewahren und fülle die Körner in ein kleine Schüssel. Als ich die Terassentür öffne, drängt sich ein kalter Schwall Luft in das Zimmer hinein, betäubt mich, ich bleibe auf der Schwelle stehen. Schließe die Augen und drehe meinen Kopf auf die Seite, von der ich der Zeit nach die Sonne vermute, durch das Wolkendickicht sieht man sie nicht. Im Osten geht die Sonne auf, im Süden nimmt sie ihren Lauf, ich suche den Südosten.

Als der Raum hinter mir vollständig abgekühlt ist, trete ich in den zu großen Gartenschuhen meines Vaters auf die Wiese und fülle die untere Empore des kleinen Häuschens mit Körnern. Ich sehe keinen einzigen Vogel. Welche Vögel sind es, die im Winter in den Süden ziehen, ich spüre das Wissen an einer bestimmten Stelle meines Schädels, den gymnasialen Biologieunterricht, aber der Versuch es zu greifen, misslingt. Langsam und vorsichtig, um die unsichtbaren Flugwesen nicht aufzuwecken, gehe ich zurück, stolpere, falle, stürze. Ich liege der Länge nach auf dem halbgefrorenen Boden und spüre meinen Arm so bewusst wie schon lange nicht mehr.

Das Gras ist im Winter und im Winterfrühling das einzige Grün, abgesehen von Nadelbäumen. Ich finde das erstaunlich. Das jede andere Pflanze ihr Chlorophyll dem Überleben opfert und Gräser sich dem widersetzen, als wäre der Tod ihnen egal. Mit meiner Nasenspitze hänge ich zwischen den Lebensmüden fest, sehe die Halme in Nahaufnahme. Wie sich die einzelnen Gräser kreuzen, eine wirre, ungekämmte Version des Rasens. Manche Halme sind welker als andere, die unteren Enden sind nass. Das ist die Nässe, die sich der Boden beibehalten hat vom Herbstregen, der schon mehrere Monate zurückliegt. Es war ein grauer Herbstregen dieses Jahr, nur wenig buntes Laub, ein ahnendes Septemberende, das in einen ahnenden Oktober und einen ahnenden November überging. Der Dezember halb wissend und im Januar ganz wissend, jetzt ist das Grau gerechtfertigt, denke ich.

Mein Arm pocht. Diese Ausdrucksweise ist mir im unverletzten Zustand stets ein Rätsel und mein jetziger Einblick wird sich mit der Heilung auflösen. Man kann nicht das Verständnis und zugleich den Schmerz empfinden. Ich versuche mit den Lippen, das Pochen mitzusprechen, um es mir für später zu merken, aber es gelingt mir nicht. So verhält es sich mit vielem. Als Kind hatte ich Sprachschwierigkeiten, war bei einem Logopäden, der jenen mit Strohhalm und Tierkarten beikommen wollte. Wie viel Erfolg er hatte, weiß ich nicht, wer weiß schon, was sonst passiert wäre. Vielleicht hätte die Zeit es von allein gelöst.

Der linke Arm liegt an der Seite des Körpers, der andere, mit dem ich mich abgefangen habe, drückt sich zwischen Körper und Boden und pocht. Ich liege drei Meter vor der Terassentür, die noch immer offensteht und weiß, dass mir niemand helfen kann. Aber mein Körper ist ein gestrandeter Wal, der sich selbst nicht helfen kann und das nicht bloß wegen des Armes.

### Abendessen

Die Mutter sitzt am Bett und betrachtet mich wie ein Problem, das man sich im IKEA überstürzt geholt hat. Die Anleitung setzt sich aus mehr als zehn Sprachen zusammen und an einem gewissen Punkt überlegt man, schwedisch zu lernen, in der Hoffnung, der Text würde sich in dieser Sprache um so viel unterscheiden, dass man den Anweisungen einen Sinn entnehmen kann. Ich würde es ihr gerne leichter machen, würde gerne mit meinen frisch gewaschenen Fingernägeln ihr Gesicht entlangstreichen, die Falten glätten, die Mundwinkel lüften, ihre Stirnwand von innen herausputzen. Aber mein Körper ist noch immer ein Wal, ich fühle mich wohl in dieser Umschreibung. Wale sind still.

Die Laute eines Wales liegen im Infraschallbereich, zu tief, als dass Menschen sie hören könnten. Sie entstehen im Kopfraum des Wales, wenn die Atemluft dort hindurch strömt. Als meine Mutter am späten Nachmittag nachhause kam, saß ich auf dem Sofa, starrte Spatzen an und schwieg äußerlich. Als Mensch konnte ich meinen Walkörper nicht wahrnehmen, war mir seiner Geräusche nicht sicher. Aus Büchern hatte ich mir einen Turm gebaut und den schmerzenden Arm abgelegt. Wir fuhren in die Notaufnahme, das sei nicht nötig, sagte ich, aber meine Mutter verstand den Wortwitz nicht und presste nur die Lippen zusammen.

Nur angerissen, nicht einmal ein richtiger Bruch. Risse sind unbefriedigender, das heißt man hält noch an der anderen Seite fest. Wenn man eine Beziehung eingeht, braucht man echte Brüche. Ich bin trotzdem froh über den Arm, nichts kompliziertes, bloß geschient, eine Schlaufe, die Anweisung, kein Sport zu machen, den Arm ruhig zu stellen, nicht stolpern.

Auf dem Rückweg kauften wir Kuhmilch mit zugesetztem Calcium, Vitamin-D-Tabletten und Speisequark, den die Mutter seit unserer Kindheit zu Quarkwickeln und Käsekuchen verarbeitete. Der Vater sah mich mitleidig an, als würde ein gebrochener Arm irgendetwas ändern und nicht bloß eine weitere Ausrede in meinem luftleeren Raum sein, in dem ich mich seitdem bewegte. Ich hatte das Haus in den zwölf Tagen, die ich hier war, nur einmal verlassen und auch nur, um in der örtlichen Bibliothek einen Stapel an fremden Realitäten auszuleihen.

Die Nächte durchlese ich, wie es mir als Kind verboten war. Es macht mich traurig, dass meine Eltern es mir nun nicht mehr verbieten können, nicht einmal zu meinem eigenen Wohl. Es würde mich jedoch auch wütend machen, wenn sie es mir verbieten würden und mir meine, in diesem Falle masochistische, Selbstbestimmung nehmen. Aber die Eltern wissen nicht, wie sie mich handhaben sollen, das war nicht ausgemacht, als ich auf die Welt kam, dieser Zustand passt nicht ins Konzept. Die Mutter ist eine kluge Frau, das weiß ich, auch wenn sie es damals nicht oft zeigte. Aber weder die Mutter noch der Vater weiß, wie er jetzt mit mir umgehen soll und ich weiß es doch selbst auch nicht. Ich habe Angst, sie könnte anfangen zu weinen, ich weiß nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Ihre Augen sind ratlos und leicht feucht. Klarglasaugen, denen man alles ansieht, was man nicht ansehen will. Ich drehe meinen Kopf zur Wand und sie steht auf. An der Tür dreht sie sich noch einmal um, will fragen „Wieso? Wieso das alles?“, aber traut sich nicht. Die Treppe quietscht noch immer an derselben Stelle. Jetzt werden sie sich unten gegenseitig die Hände über die Köpfe schlagen und überlegen, was man tun sollte. Meine Mutter wird das Wort Therapie in den Raum stellen und mein Vater, der mit solchen Wörtern nur wenig anfangen kann, wird nicken. Das ist so, wie wenn man ein Möbelstück von IKEA auf Ebay verkauft und mit „Wenig genutzt, wie neu.“ die Tatsache verbirgt, dass man es nicht geschafft hat, es aufzubauen. Ich denke an IKEA-Möbel, während ich wie ein gestrandeter Wal auf dem Holzbett liege, das der Vater erfolgreich aufgebaut hatte. Ich gehe die Namen der Möbel durch, schwedische, finnische, norwegische Ortsnamen. Wie wäre ich jetzt, wenn ich in Skandinavien geboren wäre. Würde ich glücklicher sein. Ich liege bis der Halbschlaf kommt und nach dem Halbschlaf die Mutter. Sie klopft an die Tür und ruft mit vorsichtig-fröhlicher Stimme, es gäbe Pfannkuchen.

Am Tisch sitzen wir uns gegenüber, ich auf der einen Seite, meine Eltern auf der anderen, zwischen uns ein überladener Teller an Liebe. Es gibt zwei Arten, Pfannkuchen zu essen, meine Mutter hat Besteck gedeckt, wir essen mit Messer und Gabel. Ich male mit Apfelmus sorgfältig den Kreis aus und streue Zimt darüber. Mein Vater schneidet kleine Stücke Käse ab. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je Pfannkuchen gegessen hat, denke ich an ihn, denke ich an Vollkornbrot ohne Butter. Die Pfannkuchen waren eine Mutter-Kind-Sache, genauso wie die Geschichte abends und die Tränen meiner Schwester, gelegentlich. Jetzt belegt er die Scheibe mit Käse, klappt sie zusammen, anstatt sie einzurollen und schneidet mit dem Messer kleine Stücke ab. Ich frage mich, von wem er gelernt hat, wie man Pfannkuchen isst. Die Gabel sticht zielsicher hinein, schiebt die Stücke in den Mund, der von glatt rasierten Bartpunkten umgeben ist. Meine Mutter greift auch zu dem Apfelmusglas, jedoch erst, als wir uns alle genommen haben. Ich schneide meine Rolle Pfannkuchen in kleine Stücke. Eigentlich benutze ich immer die Hände, schiebe mir die ganze Rolle zwischen den Lippen hindurch und beiße erst ab, wenn der Mundraum vollständig ausgefüllt ist. Heute mime ich erwachsen und halte das Messer in der rechten Hand.

Anstatt die Stücke jedoch in den Mund zu schieben, ordne ich sie neu auf dem Teller an. Meine Finger lösen sich von dem Ich. Sie schieben und schneiden und ich sehe ihnen dabei bloß zu. Ich unterscheide mich in die erste Person und die Hülle, aber die Grenze kann ich nicht ziehen. Ich weiß nicht, in welchem Körperteil mein Denken sitzt.

Die Mutter hat von damals erzählt, als wir Kind waren, die Schwester und ich. Ich war noch zu jung, um mich zu erinnern. Ich hätte sie gefragt, wer ich bin, ich war vielleicht sieben Jahre alt und an diesem Tag sehr ernst. Ich stand lange am Spiegel, habe dort eine Bedeutung gesucht, in den feinen Poren der kindlichen Haut nach dem Inneren Ausschau gehalten. Ich habe in jedes Loch gesehen. Soll den Mund so weit geöffnet haben, wie ich es beim Zahnarzt nie freiwillig tun würde, bis man die rote Haut im Inneren der Kehle sieht. Ich suchte in den Ohren und fand nichts, weil die Stimmen dort nur anderen gehörten. Ich verrenkte mich vor dem Spiegel, sodass es für die Mutter seltsam ausgesehen haben muss. Die letzten Löcher waren das Pipiloch und das Kackloch, wie ich sie damals unschuldig unwissend noch nannte. Als ich die Unterhose nach unten streifte, griff die Mutter ein, unterbrach den Versuch von mir in das Innerste vorzudringen, sagte, das mache man nicht. „Anstand“ verstand ich damals noch nicht, nur, dass diese beiden Löcher Teil einer verbotenen Zone waren. Später am Tag, die Mutter und die Schwester im Garten, hatte ich mich noch immer nicht damit abgefunden. Wenn sie es erzählt, redet sie mit einem Lächeln, aber die Angst hört man ihrer Stimme an. Ich wäre in der Küche gewesen, das scharfe Messer lag in der Spülmaschine, die die Mutter oder der Vater zuvor geöffnet, aber nicht ausgeräumt hatten. Ich muss nach anderen Löchern gesucht haben.

Die Außenseite des Armes war bloß leicht angeritzt, aber bei einem kleinen Kind, sieht schon eine geringe Menge an Blut zu viel aus. Als die Mutter in die Küche kam, um der Schwester einen Apfel zu waschen, sah sie die zweite Tochter und wie ruhig sie das Messer noch immer in der Hand hielt. Sie drückte an dem Schnitt, bis mehr Blut floss und ihre rechte, kleine Hand rot war. Was machst du, habe die Mutter entsetzt, erschrocken, gesagt, geschrien, das Ich suchen, habe die Tochter gesagt. Der Schnitt hörte nicht auf zu bluten. Beim Arzt bekam die Tochter einen Faden und einen Schokoladenriegel, die Mutter schämte sich und sagte bloß, das Kind habe sich geschnitten. Wie genau und wieso, sagte sie nicht.

Wenn sie von damals erzählt, versteht sie das nicht. Ich habe Mitgefühl mit dem Kind, ich glaube, zu wissen, wie es sich fühlte.

Das Messer der Pfannkuchen ist genauso scharf wie ich mir das Messer von damals vorstelle. Ich schneide inzwischen Käse in kleine Stücke, die nicht zu dem Apfelmus passen wollen. Mit dem Käse baue ich einen Zaun zwischen Apfel und Pfannkuchenstücke, meine Eltern beobachten mich. Heute wollen sie das Ich sein, ich sehe ihren Gesichtern an, wie gerne sie meine Finger nehmen würden und mit ihnen das Essen zwischen meine Lippen drängen. Wie sie mir mit meinen Fingern in die Kuhle zwischen den Kieferknochen drücken, meinen Mund öffnen und die Pfannkuchenstücke auf die Zunge legen, um am Esstisch ein Rest Normalität zu spielen. Sie würden mir die Wörter herausdrücken, warum ich so sei, warum ich nicht sei wie die Schwester.

Ich lege den Käse wie kleine Krönchen auf die Pfannkuchenstücke. Sie schweigen. Die Eltern beobachten mich, sie sind die dritte Person. Die zweite Person ist das Du, aber daran möchte ich nicht denken. Noch nicht.

Als dritte Person haben die Eltern noch weniger Kontrolle über meine Arme und meine Hände als ich, können nur hoffen, dass diese Arme und Hände die Pfannkuchenstücke in den Mund schieben und sich so verhalten wie man sich eben verhält.

Die Mutter ergreift die Initiative, denn hier ist nichts greifbar. Die Greifbarkeiten würde der Vater klären, er würde organisieren und Gespräche nach außen führen, aber für das Interne ist die Mutter zuständig.

„Wie geht es dir?“

Ich nicke. Damit der Mund nicht antworten muss, schiebt die Hand nun doch ein Pfannkuchenstück in das Loch.

„Hast du morgen schon etwas vor?“

Ich deute auf den Gips am Arm und zucke mit den Schultern. Ich möchte Ruhe.

Die Suche nach dem Ich hat sich damals nicht gelöst, ich suche immer noch. Wenn ich mich auf bestimmte, gleichförmige Bewegungen konzentriere, oder Impulse, die ich so nicht bewusst steuere, drängt sich die Frage nach der ersten Person auf. Noch immer nehme ich an, dass diese in mir wohnt.

### ... Was muss passieren

sie muss zum Hausarzt? Blutentnahme?

### Fixpunkte

In der Mathematik nennt man einen Fixpunkt einen solchen, wenn dieser sich auf sich selbst abbildet. Wenn es also egal ist, ob man eine Funktion anwendet, f(x) ist gleich x. Der Fixpunkt verändert sich nicht. Der Alpinismus bezeichnet den zuverlässigen Befestigungspunkt als Fixpunkt, man hängt einen Karabiner und in den Karabiner sein Leben. Ich liebe Fixpunkte, man kann ihnen vertrauen.

Das Gefühl, das solche Punkte nur Erfindung sind, fing mit der Loslösung vom Elternhaus an. Was für ein Unsinn, eine Stelle, die nicht veränderlich sein soll, nicht flexibel, kein Semikolon, kein Komma, ein echter Punkt. Menschen können Versprechen nicht halten, dafür leben sie zu lange. Jedes dritte Elternpaar in meiner Klasse war geschieden. Alles löste sich, selbst Sekundenkleber würde nicht ewig halten und Zement wäre zu umweltschädlich. Ich beobachte die Loslösung der anderen, eine teils schmerzhafte, teils jedoch selbstverständliche, beinahe gleichgültige Repetition von Neuorientierung. Mir selbst gelang es nicht. Ich sah, wie aus den begeistertsten Fußballfans, dümmlich verliebte Jungen wurden, die nichts anderes als Brüste im Sinn hatten. Ich sah wie liebe Teenager sich die Haare schwarz färbten und Kette rauchten und wie die, die jeden Morgen mit Küsschen von der Mutter am Schulzaun verabschiedet wurden, nun mit Skateboarden und weiten, rutschenden Hosen bis an die Treppe fuhren, die zur Aula hinaufführte. Ich sah wie Briefe mit Ja, Nein, Vielleicht schüchtern ausgetauscht wurden, wie Mädchen sich schworen niemals denselben Jungen zu lieben, wie Mädchen sich stritten, wie Mädchen sich als Frau bezeichneten, weil ihre Hose im Schritt einen roten Fleck trug. Eine Mitschülerin rutschte ab, fixierte sich so auf die Depression, nein, das kann ich nicht schreiben. Es muss Passiv sein, die Depression fixierte sich so auf die Mitschülerin, diese Krankheit nahm sie ein, nahm sie sich, sie verließ die Schule, Klinik oder so, ich hörte nie wieder etwas von ihr.

Jetzt verstand mein vielleicht vierzehnjähriges Ich, dass es da etwas Innerhalb, Psychisches. Ich lernte, dass die Veränderung von Fixpunkten, gerade deren Verinnerlichung, also die Veränderung nach innen, gefährlich war. Betrachte das Innere nicht, dort gibt es Löcher, Lücken, Spalte, in die man fallen kann.

Alpinistische Fixpunkte sind eine Lüge, wenn du fällst, fällst du tief, pass gut auf.

Ein wenig später muss ich gelernt haben, dass psychische Erkrankungen zunehmen, dass läge daran, schnappte ich auf, dass wir mehr auf uns achten. Heißt: achte weniger auf dich. Sei wie deine Großeltern und gehe nur geradeaus. Trete nicht auf die Risse im Bordstein. Häng dich nicht an Menschen, die nicht blutsverwandt sind. Blutsverwandte bleiben, wenn die anderen gehen können. Iss Kartoffeln. Iss viele Kartoffeln, denn Kartoffeln sind gesund. Sei einfach. Baue dir ein Regelwerk, schreibe dir deine Fixpunkte auf und verändere sie nie, nie wieder.

Ich schreibe: Die Mutter, der Vater, die Schwester, das Haus, das Ich. Das Ich. Das Ich.

Vielleicht ist das nur eine Ausrede. Weil ich es eben nie geschafft habe, diese Fixpunkte zu ändern. Ich kann nicht Skateboard fahren und Handball spielen und mit Jungs ein Gespräch anfangen, in dessen Verlauf ich ein Blockblatt zücke: Willst du mit mir gehen. Ich gehe allein geradeaus.

### Klassenfotos

Jetzt, wo ohnehin alles zu spät ist, betrachte ich alte Klassenfotos. Ich suche mich und finde mich oft erst auf den zweiten Blick wieder, in der zweiten Reihe, den Kopf direkt in die Kamera gewandt, die Lippen zu einem neutralen Lächeln gelegt, distanziert, obwohl wir so nahe aneinander stehen wie möglich, um auf das Bild zu passen.

Das bin ich in der dritten Klasse und der aufgetragenen Kleidung meiner Schwester mit zwei Zöpfen. Die Mutter hat mir die Zöpfe geflochten, bis ich zwölf Jahre alt war. Diese Zöpfe mit den riesigen Haargummis auf unterschiedlichen Höhen waren mein Markenzeichen. Während andere Mädchen bereits Silber in den Ohrläppchen hängen hatten, hingen von den Seiten meines Kopfes zwei ungleich geflochtene Stränge und ich schämt mich nicht, ich war stolz darauf. Als die Mutter einmal geschäftlich verreist war, habe ich den Vater angefleht, mir doch Zöpfe zu flechten, sonst würde ich nicht in die Schule gehen. Ich muss geweint haben, und der Vater, der von Mädchen nichts verstand und von Frisuren noch weniger versuchte sich an den Haaren bis diese ein Nest aus Knoten waren. Erst die Schwester rettete, was sich noch retten ließ und das war der Tag des Klassenfotos der Drittklässler. Den Namen der Lehrerin habe ich vergesse, aber ich bin mir sicher, es war eine Frau. In der Grundschule wusste ich noch nicht, dass Männer auch Lehrer sein können, ich dachte Männer dürften nur mit Anzug in Büros sitzen, wie der Vater es tat.

Ein Jahr später stehe ich an derselben Stelle. Ich bin der feste Planet, während sich die anderen Gefüge in diesem Jahr verändert hatten. Streit, Neid und ein erwachtes Interesse dem anderen Geschlecht gegenüber haben die Kinder umgestellt. Es war damals wichtig, dass man neben den richtigen Menschen stand. Ein Mädchen hatte gesagt, man sähe selbst besser aus, wenn man sich von Attraktivität umgebe. Es muss eines der Mädchen gewesen sein, die ihren Nachtisch mit den Jungs gegen Salat eintauschten. Solche Mädchen gab es, dabei waren wir erst zehn. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, glaube ich, meine Mutter hatte mit ihren Zöpfen doch vieles richtig gemacht.

In der fünften Klasse sind nur wenige Gesichter geblieben. Wir kennen alle nur diejenigen, die dieselbe dörfliche Grundschule besucht hatten. Manche sind neu in die Stadt gezogen und tragen ein Mitleid, denn sie kennen noch gar niemanden und stehen in den ersten Pausen allein Schulbibliothek, geben vor, sich brennend für einen ganzen Stapel an Geschichten zu interessieren. Der Fehler ist: sie stehen versehentlich vor den französischen Schulbüchern und außer Englisch beherrschen wir noch keine Fremdsprachen.

Heimlich ist da aber auch Neid. Wir haben uns den Neuanfang wie den zweiten Band eines guten Romans vorgestellt. Nur die Hauptfigur, die wir sind, hat es in die Fortsetzung geschafft, und jetzt trifft sie ihren Fixpunkt, verliebt sich, trifft einen weiteren, die beste Freundin oder den besten, schwulen Freund und bleibt bei diesen Punkten, als wären sie Zement. Aber den ersten Band können wir nicht abstreifen, wenn die Kinder derselben Grundschule uns kennen und so neiden und bemitleiden wir die, die hier keine Geschichte haben.

In der sechsten Klasse stehe ich neben einem solchen Mädchen, dass wegen ihrer Geschichtslosigkeit auch gesichtslos bleibt. Wir teilen die Pausen und gelegentlich auch Nachmittage, ohne uns nahe zu fühlen.

In der siebten Klasse hat sie sich doch mit einer Gruppe befreundet und mich gleich mit.

In der achten Klasse drückt sich die Traurigkeit in sie und alle finden es spannend. Zwei, drei Mädchen schreiben sich daraus ein Drama und sich selbst eine wichtige Rolle. Sie wollen helfen und können nicht und sind von der Auswegslosigkeit überfordert. Sie schreiben ihr eifrig den Unterricht mit und schenken ihr glitzernde Aufkleber. Ich glaube, sie bereut, dass ihre Mutter mit dem Klassenlehrer gesprochen hatte und der versehentlich auch mit uns. Ein Junge meint, sie an der Brücke gesehen zu haben und wir sind uns alle nicht sicher, ob damit wirklich das gemeint ist, worüber man nicht spricht. Die Brücke liegt schließlich auf dem Weg zur Schule, man muss sie überqueren, aber er meint, sie sei lange am Geländer gestanden, das so hoch nicht ist. Wir anderen gehen jetzt sehr schnell über die Brücke und keiner traut sich noch den Wasserstand zu prüfen, wie wir es früher oft gemacht haben.

In der neunten Klasse stehe ich noch immer bei der Gruppe, aber das Mädchen fehlt nun. Es fehlt auch ein Junge. Er hat kein Fußball gespielt und war auch sonst eher schwächlicher Natur. Ein Intellektueller, würde man sagen, wenn er denn schon ein Student wäre. Aber in der Schule fiel bloß seine seltsame Stimme auf, die viel zu hoch und schrill für einen Jungen klang. Jemand muss das Opfer sein, denn Kinder sind grausam. Die Lehrer haben es ignoriert, dann kam er gar nicht mehr. Ich habe gehört, er habe gewechselt, hochbegabt oder so. Ich war stolz darauf, nicht der Junge zu sein. Ein Jahr zuvor hatte ich auch die Kleidung der Schwester abgelegt, betrachte ich nun die Bilder hätte ich sie besser anbehalten. Meine Beine zwängen sich in grellbunte Hosen. Ich trage keinen BH, weil es mir peinlich ist, die Mutter danach zu fragen und allein gehe ich nicht einkaufen. Das machen die anderen Mädchen, aber deren Mütter schminken sich auch und achten auf Nährwerte und die Mutter von mir ist pragmatisch. Ich schäme mich vor ihr zuzugeben,

Ein Jahr später trage ich einen BH, aber er passt nicht, denn meine Brüste sind sehr geduldig und lassen sich Zeit. Der Rand steht von der Haut ab, sodass man ihn unter dem engen, weißen Top sieht.

In der elften Klasse wurden wir neu gemischt, aber wieder war es kein neuer Anfang. Wir belegten verschiedene Hauptfächer, haben uns ausführlich mit den eigenen Interessen befasst, die falsch Entscheidung getroffen, Kunst vierstündig zu wählen und jetzt die gesamte Kunstgeschichte in unsere kleinen, unkonzentrierten Gehirne zu zwängen. Wir haben so lange überlegt, es war nach Latein und Französisch eine der ersten wirklich wichtigen Lebensentscheidungen, so kam es uns damals vor. Das war, weil wir nicht wussten, wie viel schlimmere Entscheidungen noch auf uns zukämen.

Zwölfte Klasse, das Foto nur einen Tag nach der Berufsberatung. Eine wildfremde Frau, die uns in einer halben Stunde kennenlernte und wusste, was gut für uns ist. Ein Nebensatz, als Kind wollte ich Lehrerin werden, wurde mit glühender Begeisterung aufgenommen, es sei immer schön, wenn man sich sicher wäre. Zwei Jungs würden Physiker werden. Germanistik?, sie schüttelte den Kopf, was willst du denn damit machen? Also ich sag ja immer, lesen kann man auch so, aber studieren sollte man etwas mit Zukunft. Ich nickte, da hatte sie sicherlich Recht.

Der Abiball streut sich auf mehrere Fotos. Die Mädchen waren lange beim Friseur und tragen Kleider für dreistellige Beträge. Die Jungs haben an Gel übertrieben und sitzen nervös auf der Rückbank, in der kleinen Tasche schon den Wodka für danach. Die kleinen Geschwister, die alt genug sind, um Bier zu trinken, bleiben, während die Eltern nachhause fahren. Für Cocktails sind sie noch nicht alt genug, aber lernen schnell und kippen noch einen Schluck Wodka in die unschuldig schmeckenden Gläser. Sie kotzen hinter das Gebäude und fühlen sich dabei erwachsen. Ich bleibe nur zwei Stunden, habe mir das alles anders vorgestellt und Bier hat mir noch nie geschmeckt. Im Studium, sage ich mir, wird alles, also vor allem ich, anders, dann lebe ich auf. Ich glaube noch immer an die Coming-of-Age Romane, die den Fremdkörper in die coolste Studentin überhaupt verwandeln. Auf dem Rückweg hüpfe ich über die Spalten im Bürgersteig und zähle Primzahlen.

### Das Haus

Es ist die Nacht zum dreizehnten Tag. Bei jeder Treppenstufe habe ich Angst vor einem Loch, in dass ich versehentlich hineinfallen könnte. Ich habe eine Taschenlampe benutzt, damit der Vater und die Mutter das Flurlicht nicht im Türspalt sehen, falls sie um Mitternacht noch wach sein sollten. Ich konnte nicht schlafen, das Haus sitzt wie ein Gehäuse um mich herum und ich suche doch nach Antworten und Fragen. Da bin ich aufgestanden, habe die Bemühungen zu schlafen von meinen Schultern gehievt und mich leichter gefühlt. Die Taschenlampe ist halbleer, ihr Lichtpegel streift die schmale Tür, die zum Dachboden führt. Ich war hier seit der Kindheit nicht mehr und auch damals nur selten. Der Vater hatte den Dachboden als Arbeitszimmer genutzt, damals heizten sie noch mit Öl und oben war es warm. Inzwischen sind sie aus finanziellen Gründen energiesparend und ganz oben ist es zu kalt, um zu arbeiten. Die Mutter nutzt das Zimmer nun als Ablagestelle für Dinge, die den eigenen Platz nicht wert sind und jahrelang in Kisten auf einen plötzlichen Sinneswandel oder eben die Entsorgung warten. Erst als ich die Tür hinter mir schließe, drücke ich auf den Lichtschalter. Die Kisten und Kartons sind alle braun, ungebleichtes, recyceltes Papier. Die meisten tragen den Namen des Ichs und den Namen der Schwester, ehemalige Aufsätze in Schulheften mit Rechtschreibfehlern, sorgfältige Zusammenfassungen von Mathematik und Physik.

Eine Kiste mit den Klassenfotos und Fixpunktbildern, eine weitere Kiste mit Kleidern, die nicht mehr passen, aber in der Erwartung von Enkelkindern aufgehoben werden. Eine Kiste mit Büchern, die man ausgelesen hat, aber welche vernünftige Person wirft Bücher weg? Fotoalben der Eltern, die noch kinderlos waren und alles hätten tun können, was sie wollten. Die Welt stand ihnen offen, sie waren im Westen Deutschlands aufgewachsen. Eine Kiste mit Bastelmaterialien, weil die Schwester als Kind schon so kreativ war. Aus allem hatte sie alles gemacht und allen zu Weihnachten geschenkt. Die Eltern haben eine Kiste, in denen Scoubidou-Schlüsselanhänger und gefilzte Weihnachtssterne neben Batiksocken, Aluminiumlesezeichen, Windowcolourteelichtgläsern und Einmachglasserviettentechnikvasen auf den Mülleimer warten, der wohl auch ein gewisses schlechtes Gewissen birgt. Eine weitere Kiste an Winterkleidung, Handschuhe, Mützen, groß genug für Mutter, Schwester, Ich, nur der Vater hat eine andere Größe. Kiste an Schuhen, Kiste an Spielen, Kiste an allen, dass man sich zu vergessen nicht traut und zu erinnern keinen Platz findet.

Die Mutter und der Vater, vor allem aber die Mutter, haben uns und sich und auch die Großeltern gesammelt. Sie haben es nicht über sich gebracht, uns wegzuwerfen und jetzt wohne ich wieder in diesem Haus und kenne meine Rolle nicht. Ich lese mich durch Kisten, Postkarten längst vergessener Kindergarten“freunde“, „Liebe Nele, ich bin gerade in Italien. Die Sonne scheint.“. Ich suche nach einer Regieanweisung, einer Anleitung für das Ich und finde bloß geflochtene Muschelarmbänder. Mit Spucke klebe ich ein Kindertattoo an die Innenseite des linken Unterarms und presse das Handgelenk darauf. Es ist eine Katze mit lächelndem Gesicht, aber als ich nach einer Minute zu früh schaue, reißt ich den Kopf ab. Ich finde einen Glitzergelstift und zeichne ihr einen Ersatz, aber sie sieht böse aus. Die Hälfte der Kisten habe ich geöffnet und ihren Inhalt auf dem Fußboden verteilt. Als ich mit dem Einräumen anfangen will, überkommt mich doch Müdigkeit. Sie kommt mit einer solchen Wucht über mich, dass der Körper nicht anders kann, als sich auf der giraffenbestückten Kuscheldecke zu einem Kokon zusammenzurollen und einzuschlafen. Der Körper träumt nicht.

Die Mutter findet mich am nächsten Tag, weckt mich und beginnt wortlos das Aufräumen. Wir reichen uns schweigend die Kindheit und die Hochzeitsfotos von ihr und ihm. Beim Frühstück sagt sie, sie habe einen Therapietermin bekommen. Sie habe mehrere Therapeuten im Internet ausfindig gemacht und angerufen, einer habe in der nächsten Woche spontan einen ersten Besprechungstermin. Ich habe Glück gehabt.

Zuerst stehe ich jedoch im Wartebereich des Hautarztes, der immer Zeit hat. Er wird mir Blut abnehmen und Vitamin B auf ein weißes Blatt Papier schreiben. Ein Mangel, sagt er, kann zu Stimmungsschwankungen führen. Er sagt, es sei gut, wenn ich jemanden sehe, er meint den Therapeuten.

### Therapie

„Was fühlst du?“, fragt er, seine Stimme ist dunkel, das habe ich früher nicht verstanden. Wie Stimmen dunkel und hell sein können, als wohne in Teilen von uns mehr Tageslicht. Aber im Therapeuten müsste es viel Sonne geben, der Raum ist hell, die Fenster so groß, dass an der Rückseite des Zimmers kaum noch Wand bleibt. Sein Sessel steht vor dem Fenster, aber er hat die transparenten Vorhänge geschlossen, sodass ich sein Gesicht sehen kann, ohne geblendet zu werden. Ein Erwachsenengesicht ist eines, das man auf der Straße nicht zweimal betrachten würde, weil man all die Züge bereits in anderen gesehen hatte. Ich habe ihn trotzdem lange angestarrt, als ich das Zimmer betreten habe. Nun, wo ich wieder Kind bin, zuhause wohne und damit aus jeder Ordnung falle, fällt es mir leichter gesellschaftliche Etiketten zu ignorieren, ich starre und ich lache laut auf. Er aber starrt zurück, Therapeuten sind Menschen, die starren dürfen, Ich lasse also den Blick weiterschleifen, bis er im Fenster eine Taube fängt, die auf der Straße nach Essen pickt. Es ist eine sehr hartnäckige Taube oder das Brot sehr hart, das lässt sich nicht unterscheiden. Der Mann räuspert sich. „Mein Name ist.“ Aber ich kann mir den Namen nicht merken, meine Ohren richten sich weg. Der Mann heißt nun Herr Doppelname. Ich beobachte weiter die Taube. Letzte Nacht fiel Regen, also dürfte das Brot nicht zu hart sein, entweder wäre es von gestern und durchweicht oder von heute und frisch. Da muss also stattdessen die Taube hartnäckig sein, so und nicht anders.

„Magst du mir deinen Namen sagen?“ Auf diese Weise fragt man ein Kind danach, wie es heißt. Ich höre, wie mein Mund sich öffnet und einen Satz hervorbringt, wie man es damals im Schulunterricht übte. Erst als er sich wieder schließt, bekomme ich Angst, jetzt kennt er also meinen Namen. Er redet. Er redet langsam und sehr deutlich, aber ich spüre, wie sich ein Milchglas bildet, das seine Worte verschwimmen lässt. Sie treiben in der weißen Oberfläche und weichen mir aus, sie wissen, dass ich ihre Bedeutung lieber nicht verstehen würde. Er redet von Probesitzung und Diagnose, zeigt auf die Coach, ich könne mich auch hinlegen, wenn mir das lieber wäre. Ist es nicht, denn erstens wäre es damit keine Probesitzung mehr, sondern eine Probeliegung und ich habe die Dinge gerne richtig benannt. Und zweitens würde ich damit die Taube verlieren und das Rechteck des Zimmers, wäre bloß noch eine weiße Decke, ich ohne Kontrolle.

Er redet von meinen Eltern und dass sie sich Sorgen machen würden. Das weiß ich selbst, das braucht er nicht sagen. Ich überlege, ob er versucht, mir ein schlechtes Gewissen zu machen oder ob dies Teil des Prozesses ist. Ich zucke mit den Schultern und bin gleichgültig. Die Taube zuckt mit dem Kopf und gibt nicht auf. Der Mann zuckt mit den Fingern und schreibt etwas. Ich lege den Kopf schief und starre ihn fragend an, er sagt, er mache Notizen.

Die Notizen brauche es für die Diagnose und ich stehe unter Verdacht. Ich bin eine Verdächtige geworden, habe eine Tat begangen. Mein Körper und mein Kopf haben zusammengearbeitet, um etwas zu entwickeln, dessen ich nun verdächtigt werde. Aber es gibt keine Beweise außer der Sorge der anderen und meinem Schweigen. Der Therapeut ist Ermittler, sein Zimmer wird zur Zelle, mein Puls übt das Steigen. Der Verdacht unterscheidet sich von rechtlich sicheren Taten in seiner Tragweite, ich trage ihn in mir. Er verlässt die Grenze meines Körpers nur in Bildform, aber das genügt, um ihn von außen sichtbar zu machen und die Ermittlung einzuleiten. Ich sitze auf dem Sessel ihm gegenüber und sehe ihm nicht in die Augen. Das kann ich nicht.

„Wie geht es dir?“, fragt er und ich zucke mit den Schultern. Okay. Nicht besonders gut.

„Wie fühlst du dich?“, fragt er und ich überlege. Nicht so. Sonst gäbe es doch diesen Verdacht nicht, sonst wäre ich nicht heimgefahren.

„Okay.“, sage ich, denn einem Ermittler macht man es nicht leicht. Eigentlich verweigert man Antworten, aber ich habe ohnehin keinen Anwalt.

Die Mutter hat gesagt, du gehst da jetzt hin, und ihre Augen waren klein und schwammig. Sie hat die Uhrzeit und die Adresse auf ein Stück Papier geschrieben und mir angeboten, mich zu begleiten. Etwas ist im Argen, denn es sind bloß zehn Minuten. Ich muss nicht einmal den Bus nehmen. Als ich ankam, war ich zu früh und der geknüllte Zettel schwitzte. Wie früher hatte ich nicht zur Seite, sondern bloß auf die Ritzen im Bürgersteig gestarrt, wollte sie nicht berühren. Ich hatte die Zeit, die ich auf einer Straße ging, ohne abzubiegen gezählt. Wenn man Sekunden zählt, beginnt man bei einundzwanzig. Die einstelligen und die Zehnerzahlen, sprechen sich zu schnell aus. Man zählt, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig. Im Optimalfall überspringt man die glatten Ziffern wie dreißig und vierzig, aber muss sich das merken, wenn man von dem Ergebnis danach die einundzwanzig subtrahiert. Man kann auch statt der dreißig die neunundzwanzig zweimal zählen und anstelle der vierzig die neununddreißig. So mache ich es.

In der Therapeutenstraße zählte ich bis vierundachtzig, blieb aber noch länger vor dem Haus stehen, in dessen Geschosse sich verschiedene andere Ärzte eingenistet haben. Man kann hier seinen Körper von innen und außen begutachten lassen, sich eine ganze Akte an Verdachten anlegen.

„Kannst du mir genauer sagen, wie du dich fühlst?“

Ich starre ihn an.

„Versuch vielleicht einmal in die einzelnen Körperteile einzuspüren. Wie fühlt sich der Arm an, der Bauch, die Beine?“

Er starrt mich an und meint es ernst.

Wenn ich fühle, ist das meist ein Gedanke. Jemand hat mich verletzt, also bin ich traurig. Der Jemand ist mir nicht wichtig, also bin ich gleichgültig. Ich habe etwas falsch gemacht oder anders, als es für gewöhnlich getan wird, also schäme ich mich. Meine beste Freundin legt ihre Hand auf meine Schulter, ich lächle sie an. Mein Arm kann jedoch nicht fühlen, das habe ich in der Zeit herausgefunden, als Achtsamkeit mit der Dringlichkeit millionenfacher Neujahrsvorsätze um sich griff und ich mich auf einem Meditationskissen in einem schlecht belüfteten, rauchschweren Raum wieder fand. Der Versuch, mich auf das Atmen zu konzentrieren, langsam und tief ein, langsam und tief aus, resultierte in meinem Verlust des Atems. Ich fand ihn nicht mehr, bekam erst keine Luft und dann als ich hochrot in der hinteren Backentasche ein Stück Atem entdeckte und mich daran verschluckte, einen Hustenanfall. Wir spürten in unsere Hände hinein und ich spürte die Blicke der anderen auf mir. Aber von den Händen spürte ich nichts, hatte kurz Angst, auch sie zu verlieren. Öffnete die Augen und begegnete dem Blick der Kursleiterin, die mich freundlich ansah, so als hätte sie mich nicht soeben bei einem Regelverstoß ertappt. Die beste Freundin nahm ihren Neujahrvorsatz noch mehrere Monate in den pseudobuddhistisch verzierten Raum mit, ich blieb zuhause und schob es auf den schweren Rauch.

„Du kannst versuchen, die Augen zu schließen.“ Das ist eine Falle, dessen bin ich mir sicher, aber ich tue es dennoch. Das Sonnenlicht wirft rote Flecken auf die Netzhaut. Der Arm spürt sich nicht. Ich beginne also mit dem Bauch, frage ihn still, ob er Hunger habe oder gesättigt sei, versuche das Mittagessen zu lokalisieren, Falafel mit Reis und Blumenkohl. Ich meine, den Kohl zu entdecken, aber das kann auch Einbildung sein.

„Ich fühl mich gut, nichts Besonderes.“

„Ich würde dir ein paar Emotionen nennen. Du kannst mir sagen, was du mit ihnen verbindest. Vielleicht auch, wie sie sich im Körper zeigen.“

„Freude.“

Ich habe genügend Bücher gelesen, um die Metaphorik und Assoziation mit den meisten Gefühlen zu kennen, das ist einfach. Je mehr ich rede, desto schneller bin ich hier weg, denke ich und die Taube zuckt zustimmend.

„Leichtigkeit. Lächeln. Ein gutes Gefühl im Magen. Unbeschwertheit. Eigentlich sehr viel in Richtung Gewicht, alles fühlt sich leichter an.“

„Sehr schön. Und Traurigkeit.“

„Dumpf. Farblos. Das Gegenteil, also Schwere. Kopfschmerzen und manche Menschen weinen.“

„Und wie sieht es bei der Angst aus?“

„Angespannt und ein mulmiges Gefühl im Magen. Nach oben gezogene Schultern.“

„Schön. Und kannst du mir jetzt sagen, wie sehr du dieses Fühlen von dir selbst kennst?“

Ich wusste, es wäre eine Falle.

Therapie 2

Die Sonne ist zu früh wach, als hätte sich die Zeit verschoben. Ich muss mich verschoben haben, abends, im Bett umgedreht, mich verdreht.

### \_Gliederung

Wohin will ich?

Ich wünschte mir meine Schwester her, weil meine Schwester diese dicke Haut ist, die ich über meine eigene streife. Sie ist ein Jahr älter und mehrere Jahre weiser als ich.

Die Schwester ist weg. Wohin? Verheiratet? Ausgezogen? Tot? Wieso sind die Eltern nicht unglücklich? Ist die Schwester nur Einbildung?

Oder gibt es keine Schwester? Ist es die Freundin, die weg ist? Sie kann das nicht sagen. Der Freundin ist etwas passiert, sie geht jetzt in Therapie, sie sucht nach der Öffnung, aber nicht bei ihr.

Kapitel/Titel schreiben -> Die Mutter, die Straße, die Nachbarschaft, der Therapeut, der Junge beim Therapeuten 1 und 2, die Schwester, die Freundin (ganz zum Schluss)

Anfangs Ordnung und stringente Erzählung. Richtung Ende unvollständige Kapitel.

Ich habe Danach nach der Beobachtung anderer Fixpunkte, ich war der Mond von Monden, ein Trabant.

Oft ist der Fixpunkt die schlechte Freundschaft und der Wunsch zuzugehören, die erste Zigarette und der gequälte Gesichtsausdruck beim ersten Bier. Ich habe das alles durch die Heckenlöcher beobachtet. Habe auch die Hände des Jungen gesehen, die aus dem Mantel der Dunkelheit hervorragten und nach den Fingerspitzen des Mädchens tasteten. Ich habe seine Hand bei ihrer Wanderung beobachtet, wie sie im Laufe des Abends langsam von der Hüfte auf ihren Po rutschte und dort blieb. Ich habe mich gefragt, was am weiblichen Gesäß so besonders sei, Arsch ist doch eigentlich ein Schimpfwort. Bis heute habe ich es nicht verstanden, aber inzwischen ist mein Blick auch daran gewöhnt und bemerkt solche Pohände nicht mehr. Aus der Hand am Po wurde ein neuer Fixpunkt. Eine meiner Freundinnen, ich mochte sie lieber als sie mich, fixierte sich auf einen der Jungen, die nur mit Sportzeug in die Schule kamen, um danach direkt ins Fußballtraining zu fahren. Ich verfolgte die Fixpunktgeschichte auf dem Nebenpult mit der selben Neugier, die ich dem Weltall im Physikunterricht schenkte. Die Gravitationskraft hatte sich in eine Frau-Mann-Anziehungskraft verwandelt und das Kreisen der Planeten stand still. Er pendelte zwischen dem Fixpunkt dieser ersten Idee von Liebe und dem Fixpunkt des Fußballtrainings. Er wankte auch unter dem Gewicht des Fixpunktseins für sie. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, was stärker war: der Neid auf den Fixpunkt oder die Erleichterung kein Teil eines solchen Konstrukts zu sein. Ich glaube, der Neid war größer.

In der Schule fixierte ich mich auf Noten, auf die Sitzordnung und die Ritzen zwischen den Bordsteinfliesen. Ich faltete Origami und [todoSport].

Meine beste Freundin fand ich im Studium oder sie fand mich. Gerade hatte sie eine lange Beziehung beendet und hielt sich von dem Kennenlernwirrwarr frisch ausgezogener und mit großen Erwartungen und Ängsten besetzter Erstsemester fern. Ich hielt mich auch fern und beobachtete lieber aus einem gewissen Abstand. Ich suchte die Hecken um den Campusgarten nach Löchern ab, bückte mich oft, um die Schuhe zu binden und aus der Blicklinie zu fallen. Sie fand mich bei der Einführungsparty, zu der mich das erste Elterntelefonat gedrängt hatte, sei nicht so schüchtern. Ich saß in der Garderobe zwischen Manteln, die dem Winter nicht genügten, alles sahen sie gleich aus und rochen nach Parfüm. Die der Männer, weil sich sich die Jungs nun so nannten, rochen auch nach Parfüm, aber anders. Ob sie sich zu mir setzen könnte, fragte sie und so begann unserer Freundschaft. Abgesehen von den Übungsblättern unterhielten wir uns kaum. Sie stellte die Fragen, die ich nur kurz beantworten musste, Ja, Nein, Ein bisschen. Das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, keine andere sein zu müssen, das war Freundschaft, dem war ich mir sicher.

Sie schloss später auch andere Freundschaft, aber blieb mir immer treu, mit der Zeit begann ich das Reden und sie unterbrach mich nie.

-

Der Auszug oder so.

Die Freundin hat einen Freund, was für ein Freund?

Bei genauerer Betrachtung: Hauptperson ist komisch. In ihrem WG-Zimmer ist ein Loch. Das Loch wächst. Sie hat Freunde, aber zwischen ihnen sind auch Löcher, der Weg zu den Vorlesungssälen wurde zu einem Schweizer Käse, der ihr nicht schmeckte, zuletzt hat sie sich nicht mehr hingetraut.

Die Freundin, die mit ihr in der WG wohnte, war ein Spiegelbild.

Klinik

Ausgezogen

Sie hat ihm Nein gesagt, sie standen am Fenster. Sie hat Nein gesagt, das habe ich gehört, der Spalt war offen. Ich hätte bloß den Schlüssel in das Schloss stecken müssen, es wäre nicht schwer gewesen. Sie hat mich angeschaut und wir haben einander angesehen. Ich bin an diesem Tag schon in zu viele Löcher getreten, zu viele Risse im Bürgersteig. Da konnte ich nicht anders, als weg. An dem Tag hatte ich keine Kraft mehr. Sie auch nicht, das habe ich danach gedacht, sie hatte auch keine Kraft mehr. Sie ist weggegangen, ich weiß nicht wohin, wir haben nicht mehr geredet. Ich habe einen Zettel geschrieben, es tut mir leid, aber ihn ihr zu geben, habe ich mich nicht getraut. Sie hat doch Nein gesagt.

Der Schweizer Käse ist explodiert. In der Wohnung, deren eines Zimmer nun immer dunkel war, hat sich das Loch ausgedehnt, hat sich an die Wände gesetzt, ich traute mich bloß noch auf Zehenspitzen umher zugehen.

Autismus:

Ruhiger und bessere Kontrolle des Verhaltens

Tarnung der Schwierigkeiten

Schwierig: Small Talk, wenig Verständnis sozialer Hierarchien, Mimik, Gestik, Gefühle deuten

Sozio-emotionale Unreife

Sensorische Empfindlichkeit

Spezielle Interessen

Bestehen auf feste Regeln und Routinen.

Jedes Jahr aufs Neue nahm ich mir im Dezember vor, einen Vorrat an Spekulatius anzulegen und scheiterte

Die Mutter ist eine stille Person, die macht was der Vater sagt und der Vater sagt, was ihm sein Großvater sagte.

Sie lernt in dem Wartezimmer einen Jungen treffen und denkt, dass Jungen, Männer doch nicht in Therapie gehen. Aber sie findet es schön, dass er es trotzdem tut, weil auch sie damit etwas mehr normal ist. Der Junge hat Traurigkeit, immer so traurig, der Junge hat Löcher anstatt Augen. Keine Freundschaft aber eine Duldung. „Er sagt“, sagt sie ihm, „ich solle mehr mit anderen Menschen machen.“ Sie denkt, wie ein Kind, dass zu Freundschaften angehalten wird. Der Junge spricht eigentlich nicht mit ihr, er weiß auch, dass man als Mann nicht in Therapie geht und ist deswegen immer nur halb anwesend. Jetzt sagt er jedoch, „das sagt er zu mir auch.“. Lügst du ihn an? Nein, ich schweige bloß. Ich auch. Ich kann nicht lügen. Keiner von ihnen fragt, ob sie etwas machen.

Das nächste Mal ist der Junge nicht da und es macht sie etwas traurig. Ob er schon fertig ist? Sie würde auch gerne fertig sein. Aber als die Sitzung beendet ist, wartet er im Wartezimmer, heute ist er nach ihr dran. Sie ist erleichtert und ein Loch verschließt sich. Er nickt ihr zu und sie ist begeistert. Da sie eh nichts zu tun hat, wartet sie im Wartezimmer, dass er fertig ist und als er herasukommt steht sie auf. Sie gehen zusammen raus und laufen durch die Stadt. Viele Umwege. Gespräch über das

Ankommen und so.

Beobachtung von jemandem, der einen Apfel isst. Stülpen der Unterlippe.

Heute falle ich laufend aus meiner Haut. Ich sitze schweigend und weiß nicht, wohin ich eigentlich laufe. Es fällt mir schwer meiner Bewegung eine Richtung, eine Geschwindigkeit und ein Vorzeichen zuzuordnen. /// Bewussteres Ausdrücken

Thema:

Das ist dieses Mädchen. Autismus. Nicht diagnostiziert.

wie sie abgeholt wird

Jetzt bin ich also. Ich gehe zurück nach Hause, der Löcher wegen. Sie haben sich ausgebreitet, sind gewachsen, ich kann das Bett, das Zimmer nicht mehr verlassen. Schon der Gang in die Küche fällt schwer. Die Mutter ruft an und fragt, wie es mir gehe. Jemand, vielleicht der dritte Mitbewohner muss abgenommen haben. Muss geredet haben. Sie kommen mit dem großen Auto und ich lasse sie herein. Ich sage nichts. Mutter redet viel, während sie meinen Koffer packt. Einen Schlafanzug, die schmutzige, getragene Wäsche und ein wenig an frischer. Viel braucht es nicht, ich bin zuhause nie ganz ausgezogen. Der Rest von mir reicht dem Leben auf unbestimmte Zeit. Der Vater sagt auch nicht viel, das ist so nicht vorgesehen. Dass ich in das Auto steige, mit einem Koffer und die Mutter den spärlichen Rest Kühlschrankinhalt, geöffnete H-Milch und Orangensaft, in den Abfluss lernt. Das muss etwas Längeres sein, denke ich, dieser Aufenthalt zuhause, diese Flucht aus der Wohnung. Ich streiche daher mit dem Finger zum Abschied über den Schreibtisch, den Schrank und die Cover der Bücher im Regal. Zu Gegenständen unterhalte ich oft eine engere Beziehung, sie sprechen mich an. An dem Schreibtisch bin ich die letzten Tage gesessen.

Listen

Symptome

Wie ich das Positive zulasse: Dankbarkeitstagebuch. Meditation nach Aufwachen. s

### xFamilienbeziehungen

Mit Filzstiften sollten wir unser Zuhause malen. Die Familie und das Haus und wer noch Zeit und Lust hatte durfte an den Rand des Bildes auch seine Freunde setzen. Echte Freunde, keine Imaginärgestalten, für die man sich Namen überlegte, die man selbst gerne gehabt hätte. Jeder bekam ein weißes Blatt Papier ausgeteilt, das sich etwas dicker anfühlte, als man es von den Schulheften gewohnt war. In der Stunde zuvor hatten wir gemeinsam einen Stammbaum in die Tafel gewurzelt. Ein Ich. Geschwister, Bruder oder Schwester oder beides. Mutter und Vater. Tante, Onkel und Cousins und Cousinen. Großmutter und Großvater, Urgroßmutter und Urgroßvater, vor jedes Wort ließ sich ein Groß und ein Ur setzen. Nur die Namen kannte man nicht, aber das störte uns nicht, also besaß der Baum viele Äste, die nach oben führten. Die Tafel war jedoch zu klein für die ganzen Urs. Wir Kinder begriffen zum ersten Mal, dass wir von einer Vergangenheit abhingen, die uns zu begreifen unmöglich war. Das zweite Mal würde im Geschichtsunterricht sein, wenn wir lernten, dass wir entweder von Nazis oder Opfern abstammten und der Großteil unserer Privilege aus der leisen Schuld der Mittäterschaft kam. Jedes Kind durfte ein Blatt an den Baum malen und während ich in der Reihe stand, konnte ich mich nicht entscheiden, ob ich die Großtante oder den Ururopa nennen würde. Das Kind zwei vor mir, Lukas glaube ich, schrieb Ururopa neben die Ururoma, die bereits an der Tafel stand. Das Mädchen, das vor mir wartete, stahl mir die Großtante, ich bildete mir ein, sie hämisch lächeln zu sehen, dabei konnte sie gar nicht wissen, was ich mir vorgenommen hatte. Als sie mir die Kreide reichte, waren meine Hände schwitzig, sodass ich darauf achtete, ihre Finger nicht zu berühren. Bei dem Versuch fiel mir die Kreide aus der Hand, zerbrach auf dem Boden, ließ einen kleinen, pudrigen weißen Fleck und die ganze Klasse starrte mich an. Ich vergaß jede Beziehung, die zwischen Verwandten steht, die Namen entglitten mir, verschwanden in Löchern, in denen ich sie nicht mehr greifen konnte.

Daran dachte ich, als vor mir das leere Papier lag. Die Filzstifte waren sehr bunt, suchten nach Lebensfreude und harmonischen Familienkonstrukten. Sie verlangten den grünsten Rasen, den es gab und knallgelben Sonnenschein, grell rot geschminkte Lippen jedes einzelnen Familienmitglieds, zu einem Lächeln verzogen. Sie duldeten keine Versteckspiele, jede Person hatte sich zu zeigen, neben die zu stellen, die es sich nie selbst ausgewählt hatte. Begriffe wie Wahlfamilie und Herkunftsfamilie waren den Filzstiften fremd. Eine Farbe nannte sich Hautfarbe und unsere ganze Klasse war ausschließlich weiß, sodass sich niemand daran störte. Auch die Lehrerin benutzt diesen Begriff, mit dem sie vor dreißig Jahren oder mehr selbst aufgewachsen war. Die Hautfarbe machte uns gleich, eine Gruppe aus hellstbräunlichen Kreisen, mit dunkelbraunen, schwarzen und gelben Haaren. Ich habe mich trotzdem nie als Teil empfunden.

### xDer Körper

Auch der Körper hat Löcher, dort findet ein Austausch mit seiner Umgebung statt. Es fällt mir leichter über den Körper als dritte Person zu sprechen, Distanz zu wahren, zu etwas, dass ich mir so nicht ausgesucht habe.

Eine Frau schiebt einen Kinderwagen über die Allee, ihr Mund formt Laute, die ich nicht verstehen kann, die versteht nur sie und das Kind und niemand anderes. Sie spricht eine Geheimsprache, die Gebärmuttersprache, die man erst lernt, wenn man einmal einen Bauch gehabt hatte, in dem ein Mensch wuchs. Ich frage mich, wer sich das ausgedacht hatte, dass den Frauen im Bauch ein Mensch wächst, dass der Samen im Menschen liegt und nicht in Blumenerde. Dass es nicht die äußersten Schichten einer Zwiebel sind, sondern Blut und Nachgeburt. Und die Sprache. Ich gehe dichter hinter der Frau, als ich es normalerweise tun würde.

### xIch erinnere mich

Ich erinnere mich, dass jemand meinen Namen rief und jemand anderen meinte. Ich muss mich umgedreht haben, den Mund zu einer Begrüßung gebogen, leicht geöffnet, sodass leicht falsche Worte darauf herausfallen konnten. Ich muss ihn wieder geschlossen haben, aber nicht schnell genug, sodass die Scham sich angesprochen fühlte.

Ich erinnere mich, wie wir die Zeugnisse in alphabetischer Reihenfolge bekamen, aber zu viele Geschichten von damals gehört hatten, wie die Noten nach Leistung ausgegeben wurden. Die, deren Buchstabe sich weit hinten befand, zitterten wider besseren Wissens. Ich war immer in der Mitte. Auf diesem einen Stück Papier war der größte Teil meiner verbrachten Zeit in Zahlen erfasst worden, man könnte auch sagen, die Schule war der Arztbesuch für Gehirne.

Ich erinnere mich, dass wir in Mathematik die Aufgaben doch nach Noten sortiert bekamen und mein Heft, dessen Farbton leicht heller war, immer weit oben lag. Als es sich einmal weiter unten befand, bekam ich berechtigte Angst, in meinem Magen ein Loch, das war ein Fehler im System.

Ich erinnere mich, gerne in die Schule gegangen zu sein.

### Symptome

Ich probiere die Symptome an, schaue, welche sich an der Haut an glatt anfühlen, welche ich mir so fest an den Körper drücken, dass sie daran haften bleiben, auch wenn ich nachts unruhig schlafe. Herr Doppelname meinte, ich solle mir darüber Gedanken machen, wie ich mich fühle. Ich solle versuchen, das Leiden zu benennen, denn erst Dinge mit Namen lassen sich angehen. Er hat mir einen Anamnesebogen gegeben, ein Wort, dass ich erst beim dritten Versuch richtig ausspreche. Ich habe stattdessen gegoogelt, Gründe für Psychotherapie und Symptome.

Eines ist die Traurigkeit, depressive Verstimmungen, Depression. Die Traurigkeit ist ein schwarzes Loch und Löchern weiche ich aus. Ich möchte keine so großen Begriffe in meinen Kopf hieven, denn ich stimme Herrn Doppelnamen nicht zu. Wenn die Dinge erst mal benannt sind, sind sie gleich viel schlimmer, das muss man doch vermeiden. Die Symptome, die mir passen, sollten nicht zu schwierig sein. Ich möchte Erkältungssymptome anprobieren und gebrochene Beine und ein wenig Migräne vielleicht. Aber nicht die, die Lichtflecken und verlorene Tage verursacht, ich möchte nur ein wenig Kopfschmerzen haben. Erhöhte Temperatur vielleicht.

Ich sitze zehn Minuten auf dem Sofa und starre die Uhr an. Ich denke gar nichts und meine damit Gedankenkraft zu sammeln. Über die Traurigkeit nachzudenken, schaffe ich immer noch nicht, aber vielleicht die Sprachentwicklungsstörung. Meinen Mund stelle ich vor den Spiegel und bewege dessen Lippen.

A, B, C, D. Wörter mit A, Affe, Ankommen, Ameise, Alltag, All, Alle, Aphrodite, Angehen, Ausgang, Amplitude, Antidemo, Antwort, Ausschalten. Wörter mit B, Blau, Ballspiel, Blutspende, Bernstein, Brot, Bäckerei, Brezel, Besen. Ich suche nach den alten Schulheften, die die Mutter aufgehoben hatte, nach Aufsätzen und Satzbrüchen. Lese die Texte eines früheren Ichs auf Sprachstörungen durch, zucke bei jedem falsch gesetzten Komma und den sich häufenden das-dass Fehlern zusammen. Einen ganzen langen Abend zähle ich die verschiedenen Worte, verzähle mich, und vergleiche die Zahl mit dem Richtwert des Wortschatzes einer Zehnjährigen.

Ich glaube, ich habe und hatte keine Sprachentwicklungsstörung. Ich falte diese und lege sie, Kante auf Kante, zurück in den Schrank.

Nächstes Symptom: Zwangsstörung. Wiederkehrende, anhaltende, unerwünschte und aufdringliche Gedanken, Triebe oder Bilder (Obsessionen). Vielleicht das Zählen. Aber eigentlich zähle ich gerne, das beruhigt. Wenn ich nicht zählen würde, würde irgendetwas brechen, das wäre nicht schön. Weiß nicht, wie viel Zwangsstörung normal ist, wie viel Gefängnis gesellschaftliches Leben sein sollte. Ich rutsche in philosophische Gedankenspielereien, nur um nicht antworten zu müssen.

Ich merke, dass ich verallgemeinere. Ich rede in Mans und manchmal in Menschs, wenn ich daran denke, dass mensch mit dieser Sprache so umgehen muss, dass sich jeder von ihr angesprochen fühlt. Ich möchte keine Symptome mehr anziehen. Symptome anzuziehen hat Ähnlichkeit mit Kleidung, die ein wenig zu eng ist, sodass man entweder zu gut in sie passt und sie nicht mehr loswird, der Körper verformt sich unter ihr. Oder man bleibt im Halsausschnitt stecken und verliert die Orientierung, wo oben und unten ist. Ich überspringe daher die Essstörung, die sozialen Störung, die Phobien vor allem und jedem, Hochsensibilität, geringe Empfindlichkeit, Schlafstörungen, Epilepsie. Die Masse an Symptomen, die man haben kann, scheint mir größer als die Wahrscheinlichkeit zur Gesundheit.

Den Amamnesebogen entkoppelt die Bedeutungen für den verunsicherten Patienten von den Begriffen. Er spricht von traurigen Gefühlen, von Schwierigkeiten sich einzufühlen oder Schwierigkeiten, sich von anderen abzugrenzen, von schlechtem Schlaf mit mehrmaligem Aufwachen und von repetitiv ausgeführten Handlungen. Ich bringe es trotzdem nicht über die Kreuze zu machen und lasse ihn auf dem Küchentisch liegen. Später vielleicht.

### xDas Essen

Milchcreme in Doppelkeksen. Maultaschen mit Fleischfüllung oder Gottes-Bescheißerle, wie die Großmutter sie lachend nannte, so als hätte sie einen Witz gemacht. Dabei ist sie immer gläubig gewesen. Der triefende Patty zwischen den zu weichen Burgerbrötchenhälften. Die bayrische Creme in den Donuts von Dunkins, die die Farbe von Sperma hat. Die Nussnougatcreme in den Croissants. Weiße Sahne in Windbeuteln und eine zu süße Fruchtpampe, die zu wenig Frucht hat, in den Krapfen, die die Mutter immer kurz vor Ladenschluss für die Hälfte erstand. In Berlin habe ich Krapfen bestellt. Sie haben mich nicht verstanden, da habe ich Berliner gesagt und der Mann hinter mir meinte genervt, es heiße Pfannkuchen. Ich habe ihn trotzdem gekauft, denn zu gehen, wäre noch peinlicher gewesen, aber die volle Papiertüte in den Abfalleimer vor der Bäckerei gleiten lassen, so sehr habe ich mich geschämt. Käsegefüllte Ravioli und die weiße Soße zwischen den Lasagneplatten. Frühlingsrollen in billigen chinesischen Imbissbuden. Frühlingsrollen in teuren asiatischen Restaurants. Böreks. Puddingtaschen, aber der Pudding nicht vergleichbar mit dem, den Mutter frisch kochte und in einem Topf auf dem Fensterbrett abkühlen ließ.

Ich fürchte mich vor Füllungen. Mir wird schlecht, noch bevor ich das Teil in den Mund geschoben habe. Die Füllung wird dann zu meiner Füllung werden, denkt sich mein Körper, aber weiß nichts über die Füllung. Der Körper hat Angst, dass diese ihm schaden könne. Es ist eine Angst, die über das allgemeine Wissen bezüglich Zucker und Fett und Zusatzstoffen herausgeht. Diese Angst sitzt tiefer in ihm als Gesundheitsstandards und die wohlbekannten, versehentlich auswendig gelernten Abbildungen, in welchen Lebensmittel neben Pyramiden weißer Zuckerwürfel gestellt werden. Diese Angst war schon, bevor die Begriffe wie Palmfett und Es, Konservierungsstoffe und Künstlichkeiten existierten. Aber ich bin sicher, diese Begriffe haben die Angst schlimmer gemacht.

Vielleicht ist die Furcht eine Reaktion auf die Löcherfurcht, vielleicht ist das, das, was mit Balance gemeint ist. Wenn du Angst vor der Höhe hast, fürchtest du auch die Tiefe, in die du von oben fällst. Hast du Angst vor Löchern, fürchtest du auch die Füllung, die in solchen Löchern wohnt. Mein Körper kann nichts in sich aufnehmen, dass er nicht kennt. Er weigert sich, er lässt die Hände zittern und die Haut bleich werden, er spannt seine Muskeln wie ein Tier, dass bereit ist zu fliehen. Man unterscheidet Flucht – und Raubtiere und mein Körper ist immer ersteres gewesen.

Verrät die Hand ihn, greifen die schmalen Finger nach einem Stück Gefüllten, beginnt der Bauch mit der Abwehr. Der Ekel, das Würgen rollt an der Magenwand nach oben und in den Hals hinein, trifft dort auf einen Angstkloß, erweitert ihn zu einer Traurigkeit und je nach Umfeld teils auch zu Wut. Aber mit diesen Gefühlen weiß er nichts anzufangen, denn um ihn sitzt das Milchglas, deswegen schluckt er sie. Der Bauch, der, obgleich der Repetition dieses Spiels, so etwas nicht erwartet, wird nun mit dem Kloß und der Füllung konfrontiert. Dabei kann er doch beides schon einzeln nicht tragen. Manchmal reißt er sich zusammen, er verdreht die Magenwände, er grummelt, er schmerzt, wird krank, aber sagt nichts. Er leidet leise.

Manchmal jedoch geht es nicht anders. Dann fängt er an mit den Beinen zu reden, in denen noch immer die Flucht steckt. Sie rennen zur nächsten Toilette, der Kopf zieht sich ein, macht sich heimlich, lächelt lügend, er müsse nur eben einmal hinaus. Auf der Toilette rutscht der Schmerz den Hals hoch, mit ihm der Geschmack von jedem schlechten Gefühl und der Säure des Magens, darüber das der Körper ihn so sehr betrogen hatte. Die Finger, die Übeltäter, kratzen sich die Rachenhaut auf, sinken tief in den Körper hinein, füllen ihn aus, um ihn zu leeren.

Wenn ich den Körper fülle, heißt das auch, die Grenzen dieses Körpers zu spüren, also den Körper zu spüren. Ich mag aber den Körper nicht spüren, ich mag es nicht, mir Gedanken darüber machen zu müssen, dass und wo mein Bewusstsein wohnt.

Die Mutter hat eine Pastete zubereitet, das macht sie gerne. Das Rezept ist schnell und einfach, aber Pastete hört sich so vornehm an und erinnert an Bücher von früher. Sie kauft eine Packung Blätterteig, Frischkäse und Spinat. Sie schält Zwiebeln, hackt den Knoblauch, rollt den Teig auf ein Backpapier. Sie würzt mit Pfeffer, Salz und im Frühling auch den frischen Kräutern aus dem Garten. Sie faltet das obere Drittel über die Mitte und das untere Drittel auch, bestreicht es mit Eigelb und Milch. Früher hat sie noch Fleisch angebraten, aber die Eltern sind modern und verzichten jetzt auch. Meistens zumindest. Sie heizt den Ofen vor, schiebt das Blech auf die mittlere Stufe und stellt den Wecker auf fünfundzwanzig Minuten. Da sie jed

### Die Löcher/Suizid

Spätestens auf dem therapeutischen Fragebogen, mit der Versicherung, diesen nicht persönlich zu nehmen, er wäre eine Standardanamnese, unangepasst, wie ich finde, unangebracht. Spätestens hier also diese Frage, wie ich zum Tod stünde oder wie ich denke, der Tod stünde mir. Schlecht, denke ich, und nehme den Wortlaut genau, kreuze Nein an, denn Suizidgedanken habe ich keine. Mit Blut kann ich nicht, an Pillen komme ich nicht, allein der Gedanke, mich mit der Beschaffung zu beschäftigen, verursacht eine unangenehme Gänsehaut. Suizid bedeutet, Verantwortung über sein Leben und sein Ableben zu übernehmen und diese Verantwortung kann ich allein nicht tragen. Wüsste auch nicht, wer mich unterstützen würde, will es gar nicht wissen. Verantwortung ist das Regal, dass einem als Kind schon zu hoch war und an das man sogar mit dem kippelnden Stuhl nicht herankam.

Theoretisch habe ich mir aber schon Gedanken über den Tod gemacht. Weniger über das Nichtmehrdasein für mich als über das Wegsein für die anderen. Wenn ich mit einem meiner Löcher verschmelze, selbst zu einem Loch werde, wer wird an dem Rand des Loches stehen und wessen Tränen sind echt. Ich würde gerne meiner eigenen Beerdigung beiwohnen, ich würde wissen, wer was bereut und wer keine Schuld empfindet. Ich selbst stelle mir eigene Genugtuung vor. Der Professor, der mich so lange hat warten lassen, bis die Frage nicht mehr wichtig war und sich auch dann nicht einmal entschuldigt hatte. Der Betreuer, der meinte, ich könne das nicht, das Mädchen in der Bahn, das mich auslachte, als ich hingefallen bin, wobei, sie wird meinen Tod nicht bemerken. Ich stelle mir meine Schwester vor, die nie dagewesen ist und wie sie schluchzend zu ihrem Freund sagen wird, dass sie ihre Lücke in meinem Leben bereut. Ich stelle mir nicht vor, wie ihr Freund sie tröstet und sagt, dass es nicht ihre Schuld ist und es okay sei, ein eigenes Leben zu haben. Ich stelle mir die Nachbarn vor, die mich als Kind zu oft geschimpft haben. Sie wäre so laut. Einmal habe ich dringend auf Toilette gemusst, aber die Haustür war zu. Ich wartete auf der Straße auf meine Eltern, ging in Kreisen, drückte die Beine eng aneinander. Im Kopf zählte ich Zahlen hoch und runter und als das nicht mehr reichte, addierte ich sie. Ich überlegte, ob ich bei den Nachbarn klingeln sollte, könnte, durfte, aber traute mich nicht. Als ich es gar nicht mehr aushielt, rannte ich in unseren Garten, der damals aus einem Baum, einem Strauch Johannisbeeren und einer glatten Fläche Rasen bestan. Hinter dem Strauch, trotzdem einsichtig von beiden Seiten, ging ich in die Hocke. Mir war alles egal außer der Erleichterung, die ich empfand, als die warme Flüssigkeit in die Erde und auf meine Schuhe floss.

Meine Mutter war entsetzt. Vielleicht war ich sonst nicht oft geschimpft worden, vielleicht war es diesmal besonders böse, jedenfalls sticht dieses Bild aus der verschwommenen Sammlung an Kindheitserinnerungen hervor. Ihr Kopf ist johannisbeerrot, ihre Stimme scharf wie das Messer, dass ich nicht benutzten durfte. Die Nachbarn rechts hatten es ihr erzählt, meinen blanken Hintern, der sich weiß dem Zaun entgegenstreckte, die ihrerseits empfundene Empörung, sie hätte doch klingeln können. Für die Mutter war es ein Angriff ihrer Erziehungsmethode, sie konnte nicht anders, als diesen an mich weiterzureichen. Ich grüßte die Nachbarn wochenlang nicht mehr, bis meine Mutter mich auch dafür schimpfte, ich hasste sie von da an also heimlich.

Wer der Gäste wäre nicht verwundert, wenn er von meinem Ableben erfuhr. Wer würde am Küchentisch sitzen und zugeben, dass ihn das nicht verwundere, sie war doch schon als Kind komisch, sie hat viel allein gespielt. Bestimmt war es die Einsamkeit, die sie sich doch selbst gewählt hatte. Die armen Eltern mit so einem Kind. Ich höre sie in meinem Kopf diesen, meinen Fall besprechen, meine Angelegenheit, meinen Absturz. Fall. Homonyme, Wörter zweier Bedeutungen, Fall, Gericht (Mahlzeit oder öffentliche Institution), Tor (breite Tür, törichter Mensch), Mutter (eine Schraube, eines Kindes), weiß (Farbe, ich weiß, ich weiß nicht). Es gibt so viele Missverstände, Kontextabhängigkeiten, natürlich habe ich als Kind schon Angst gehabt vor dem Reden. Wen wundert es, dass ich lieber schwieg, wenn man Wörter auf so viele Arten auffassen konnte. Immer wenn ich versuchte den Kontext zu erfassen, verschwamm er und wenn ich dachte, Traurigkeit oder Wut zu erkennen, verschwammen die Worte, sodass ich nichts sagen konnte. Die Spiele waren erdacht und Fantasie besaß ich genug, aber die Fantasie wollte nicht aus mir heraus, denn auch sie fürchtete sich vor dem Verstehen und dem Nicht-Verstanden-werden.

Meine ehemalige Schulklasse wird sich im hinteren Eck der Kirche versammeln. Ich habe sie seit dem Abschluss nicht mehr gesehen und es nicht bereut. Ein paar Mädchen werden kleine, beinahe schmuckvolle Tränen vergießen, die an ihrer Wange glitzernde Spuren lassen und die Jungs werden sich darüber freuen, nun endlich einen Grund zu haben, den Crush ihrer Kindheit in die Arme zu nehmen. Ich weiß nicht, ob jemand etwas auf sich bezieht oder man mit dem Erwachsenwerden jede Handlung der anderen, kindlichen Version zuschreibt, für die man keine Verantwortung trägt. Außerdem haben sie doch eigentlich nichts gemacht, selbst schuld. Vielleicht kommen sie gar nicht.

In der ersten Reihe sitzen der Vater und die Mutter. Die Mutter trägt das schwarze Kleid, dass sie sich für die Beerdigung ihrer Mutter gekauft hat. Man darf keine schwarzen Kleider für die Beerdigungen seiner Kinder kaufen, aber nackt kann man auch nicht gehen und in dem Pullover, den man bloß dann trägt, wenn man seine eigene Haut mit möglichst weicher und schwerer fremder Haut bedecken will, darf man auch nicht gehen. Man darf nicht zu gemütlich wirken, aber Anstand sollte man tragen, also trägt man das Kleid der Beerdigung der eigenen Mutter auf, die auch die Großmutter des Kindes gewesen ist. Der Vater trägt den Anzug, den er immer trägt und den die Mutter ausgerechnet heute vergessen hat zu bügeln. Vielleicht vergaß sie es auch nicht, womöglich war das Eisen zu schwer in der Hand und die Fläche zu heiß und der Bügeltisch ließ sich nicht aufbauen, weil an einem solchen Tag die ganze Welt zu fragil war, um stabil zu stehen. Die Mutter hat es also gelassen und deswegen trägt der Vater seine Falten nun nicht bloß im Gesicht sondern auch in der Kleidung. Beide haben sie sich die roten Kontaktlinsen aufgesetzt, die man sonst nur an Halloween trägt. Als ich sie näher betrachte, glaube ich jedoch, diese Augen seien echt. Die Flächen sind mit Wasser benetzt, Pfützen kann man sagen, aber Gummistiefel bringt man in die Kirche nicht mit und auch keine Regenjacken. Die Eltern rutschen daher immer und immer wieder aus, setzen an, rutschen ab, brechen diese Rede, die man eigentlich hält, ab. Jemand führt sie zurück in die erste Reihe. Sie nehmen nicht den direkten Weg, können sie gar nicht, denn zwischen dem Altar und den Sitzplätzen steht ein riesiger Holzkasten. Es ist ein sehr dunkles Holz, sieht edel aus, dabei hätte mir etwas Einfaches gereicht. Ich möchte diesen Anschein nicht mehr, diese Entscheidung für das Teure, obwohl Gut und Günstig beinahe die gleiche Qualität hat.

Die Eltern haben Ringe aufgesetzt und seit Tagen nicht mehr geschlafen. Ich stelle mir vor, wie sie ihre Körper nachts aneinander krallen, bis die Berührung eigentlich zu fest ist und sie nur Schmerz empfinden, aber der äußere Schmerz raubt dem Inneren seine Intensität. Ich habe mich deswegen oft gebissen, habe den Zeigefinger zwischen die Zähne geklemmt und den Kiefer stark gemacht.

Die Mutter hält die Hand des Vaters und sie singen nicht mit, haben nicht einmal das Gesangsbuch mit den Psalmen, die niemand versteht, aufgeschlagen.

Als der Gottesdienst endet, ziehen sich Vater und Mutter die Beherrschung an und setzen sich die Wiederholung eines mechanischen Dankeschöns als Antwort auf die Beileidsbekundungen in die Lippen. Beide sind immer schlechte Lügner gewesen, aber jetzt verzeiht man ihnen, denn wie schlimm es wirklich um sie steht, das will hier niemand wissen.

Ich frage mich, was die Mutter und was der Vater bereut. Ob sie die Auseinandersetzungen, die wir früher am Telefon hatten und nun zuhause erinnern, ob sie sie Wort für Wort durchgehen und einen Grund suchen. Ob sie mein Zimmer nach Hinweisen und einem Abschiedsbrief durchwühlt haben. Ob sie ansatzweise verstehen können, wie fremd ich mich das ganze, ganze Leben lang viel zu oft gefühlt habe. Wisst ihr, wie es ist, sich dauerhaft zu fragen, warum man nicht so normal ist, wie es alle anderen zu sein scheinen??

### \_Schule

Ich war nur selten zu Besuch und habe mich ansonsten in dem Kreis aus Haus und Garten aufgehalten. Die Stadt der Kindheit hat sich nicht verändert.

Sieht Peter, er grüßt sie, er spricht, ohne zu sprechen. Das kann sie nicht. Sie denkt Vergangenheit und wie er über sie lachte…

Die Sexualität

Der Körper

Seine Jacke liegt auf dem Boden wie ein schlafender Hund, dessen Leben oder Tod man sich nicht sicher ist.

Mehr Handlung: es beginnt bei ihr zuhause, wo sie nach der Episode mit der Freundin geflüchtet ist. Erinnerungen. Die Mutter zerrt sie zu einem Therapeuten (das sei nicht normal), Angststörung -> Autismus. Junge im Wartezimmer, zu dem sie Vertrauen aufbaut. Nach der Therapie: in den Straßen wandern,

### xDie Großmutter

Ich ziehe Kreise um diese Kindheit. ~~Das Internet sagt, man könne keine perfekten Kreise ziehen, zumindest nicht mit der Hand. Das Internet sagt, buddhistische Mönche könnten mit der Hand perfekte Kreise ziehen. Ich ziehe mir stundenlange Youtube-Videos rein, betrachte buddhistische Mönche, wie sie perfekte Kreise ziehen. In der inneren Mongolei sind Schafe zwölf Tage lang perfekte Kreise gelaufen, ich sehe mir die Videos einer Überwachungskamera an. Ein Schaf beginnt und alle folgen und als der Kreis erst besteht, kann man ihn brechen und läuft seinem Vorderschaf hinterher. Die Kommentare übertreffen sich an Erklärungen, der Mond sei es, die Umlaufbahn der Erde, eine Orientierung an den Sternen, die über dem menschlichen Verstehen existieren.~~

~~Ich frage mich, ob die Schafe sich auch manchmal fragen, wieso Menschen sind wie sie sind und buddhistische Mönche perfekte Kreise ziehen.~~

Die Kreise um meine Kindheit sind Ovale mit Druckstellen.

Da ist die Mutter. Da ist Großmutter.

Die Großmutter bringt der Schwester und mir dunkle Schokolade mit und Marzipanfiguren. Marzipan mögen wir beide nicht, aber bedanken uns höflich, denn wir wissen, dass die Großmutter einen großen Schritt aus ihrer Komfortzone macht, wenn sie uns etwas Süßes schenkt. Die Großmutter weiß, dass Süßes für Kinder schlecht ist. Die Großmutter glaubt, dass Süßes die Kinder weniger hart macht und dann werden sie wie die Mutter und bringen Töchter anstelle von Söhnen zur Welt. Die eigene Weiblichkeit verschweigt die Großmutter und bedeckt sie mit maskuliner, praktischer Kleidung. Von ihren Wanderungen hat sie Muskeln gebracht und die Muskeln haben ihr eine Vorliebe für Quark gelernt. Wenn sie sich Süßes erlaubt, dann sind das Äpfel mit Druckstellen, aber biologisch, von dem Bauer, bei dem sie ihr Gemüse kauft. Jeden Samstagmorgen schnallt sie sich Satteltaschen an und radelt zu den großen Gewächshäusern am Dorfrand, manchmal nimmt sie uns Kinder dorthin mit. Sie zeigt uns woher das frische Gemüse kommt und wir nennen sie Oma. Sie sagt zu der Bäuerin, das sind meine Enkel und sie benutzt das generische Maskulinum. Wir wären am Wochenende bei ihr zu Besuch, sie passe auf uns auf. Ich weiß, dass die Mutter das tunlichst vermieden hat, uns ihr zu überlassen. Sie hatte Angst, dass die Großmutter denken würde, sie wäre von uns überfordert oder könne sich nicht um Kinder kümmern. Vielleicht dachte die Großmutter das auch. Am Samstag gibt es meistens Reibekuchen, den die Großmutter Pickert nennt. Pickert ist ein westfälischer Begriff und ich verstehe den Zusammenhang nicht, die Vorstellung, die Großmutter könne eine Geschichte haben, die über meine Geschichte herausgeht und die ich nicht kenne. Die Großmutter reibt die Kartoffeln. Sie reibt eine Stunde lang und lässt sich nicht helfen. Die Enkel sitzen mit mitgebrachten Büchern im Wohnzimmer und sind sich so nahe wie daheim nie. In der Fremde halten sie zusammen und die Großmutter und ihr seltsam riechendes Haus ist etwas Drittes, gegen das man zu zweit sein muss. Sie betrachten das Bücherregal, ziehen jedes Buch auf den Fußboden und finden die Titel langweilig. Sie fordern sich gegenseitig zum Mut hinaus und das jüngere, Ich, gewinnt. Noch bin ich schlechter darin, mich an Regeln zu halten, ich denke wenig über Konsequenzen nach. Das wird sich im Laufe der Zeit umkehren. Das mutige Ich nimmt die Fernbedienung und als die Großmutter in der Küche mit dem Zauberstab die eingekochten Äpfel zu Brei püriert, schaltet sie den Fernseher ein und eine der Sendungen an, die wir zuhause nie sehen dürfen. Auf SuperRTL läuft ein Schwamm durch die Gegend und spricht. Die gebannten Kinderaugen hören nicht, wie der Zauberstab still wird und sich die Pantoffeln der Großmutter in das Wohnzimmer bewegen. Wir spüren ihren Blick erst, als sie hinter uns steht. Keine sagt, wer es war. Meine Großmutter mag die Schwester lieber als mich, weil sie die ältere ist. Wäre sie ein Junge, würde die Großmutter sie noch lieber mögen und wäre ich ein Junge, wäre ich der Lieblingsenkel. Aber die Schwester weiß das und manchmal nutzt sie es aus, aber heute halten wir zusammen. Niemand verrät den anderen. Beide müssen wir jetzt in der Küche helfen. Wir sollen die Reibe von den Kartoffelfasern befreien und brennen uns an dem zu heißen Wasser. Die Schwester weint, aber ich weine nie, deswegen darf die Schwester aufhören und ich nicht. Sie bekommt den ersten Pickert noch in der Küche und gibt mir ein kleines Stück ab. Den Tisch deckt die Großmutter, weil einer von uns letztes Mal der schöne Teller hinunterfiel und auf dem steinernen Boden zerbrach. Wir verteilen das Besteck schön und die Schwester sucht Servietten aus. Die Großmutter holt sich noch zwei Karotten, wir wollen keine. Wir schmieren uns das Apfelmus auf die Pickerts und niemand sagt etwas. Nur ihre Zähne sind zu hören, wie sie auf die Karotte beißen. Diese Zähne müssen in ihrem Leben so vieles zwischen sich gehabt haben und manchmal fast gar nichts, manchmal zu wenig. Sie hat Beißzähne. Manchen alten Menschen fallen ihre Zähne aus, aber bei ihr hatte ich schon immer das Gefühl, sie würden sich vermehren, würden wachsen und härter werden, Irgendwann, dachte ich, sind sie kräftig genug, auch einen Menschen, ein Kind, ein Mädchen zu zerlegen. Sie legt die Karottenenden, bis auf den letzten halben Zentimeter abgenagt, an den Tellerrand. Erst dann nimmt sie sich nicht einen, sondern gleich drei Reibekuchen, die sie mit großen Löffeln an Apfelmus bestreicht. Die Großmutter hat einen großen Zuckermagen, der sich von den Karotten gekränkt gefühlt haben muss. Sie stürzt sich auf den Berg, wird zum Raubtier, dass sein Zuckerloch füllen muss. Die Samstagmittagessen bei Großmutter sind die schönsten, dann sind wir drei Raubtiere und während wir uns auf die Pickert stürzen, haben wir keine Angst.

Ich rufe sie an. Den Eltern sage ich nichts davon, schäme mich dessen. Weil ich doch in den letzten zehn Jahren kaum ein Wort mit ihr gewechselt habe. Erst jetzt, wo ich den literarischen Wert ihres langen Lebens begreife, melde ich mich. Ich möchte so viel wissen und bereue jedes nicht stattgefundene Gespräch, das mir eine Antwort auf meine Fragen hätte sein können. Die Nummer suche ich im Telefonbuch, finde ihn erst nicht, weil ihr Vorname dort nicht ausgeschrieben, sondern mit einem H. abgekürzt wird.

Ich rufe sie an und hoffe, dass niemand an den Hörer geht. Als ich beinahe auflegen will, um mich nicht von dem automatischen Anrufbeantworter ertappen zu lassen, nimmt jemand ab. Ich sage Hallo, wie ich mich sonst bei vertrauten Menschen melde, sage meinen Namen erst nicht. Dann fällt mir der Pflegedienst ein, ist sie überhaupt noch in der Verfassung selbst den Hörer zu nehmen? Nun sage ich doch meinen Namen, den Vornamen, den Nachnamen teilen wir doch. Die Nichte, sage ich, stolpere über Verwandschaftsbezeichnungen, nein, ich meine die Enkelin. Stille auf der anderen Seite. Hallo?, frage ich. Die Stille bleibt. Entschuldigung, ist da jemand? Jetzt habe ich schon meinen Namen verraten, jetzt kann ich nicht mehr so einfach auflegen. „Ja“. Auf der anderen Seite. „Oma“?, frage ich. „Ja“. „Ah, schön, wie geht es dir“? Meine Stimme gewinnt an Tonlagen, ich rede wie mit Hunden oder kleinen Kindern. „Was hast du heute so gemacht?“ Vielleicht eine dumme Frage, denn ich weiß doch, dass sie die Tage vor dem Fernseher verbringt, ohne zu begreifen, was dort passiert. „Ich war ein wenig draußen“, sagt sie, und ich kann nicht entscheiden, ob es sich dabei um eine Lüge handelt. Der Vater sagt, sie müsse jeden Tag hinaus und viel trinken und wenn er sie anruft, stellt er diese Kontrollfragen. Ob sie draußen war und wie viele Tassen sie getrunken hat. Vielleicht erhalte auch ich jetzt eine Standardantwort, die sie sich zurechtgelegt und auswendig gelernt hat. „Wie das Wetter war“, frage ich. Stille. Ich warte zehn Sekunden, zähle an meinen beiden Händen nach unten, frage wieder, „ist das Wetter schön“? Meine Finger verspannen sich um den Stift in meiner Hand, ein Bleistift mit Werbedruck für ein Holzunternehmen. Durch das Fenster fällt der Regenhimmel auf die Straßen und spiegelt das Licht der Laternen. „So und so“, sagt sie und ich nicke und sage, „wie schön“. Sie fragt nichts. Durch den Hörer trinkt eine vollkommene Teilnahmslosigkeit an meinem Leben oder dem Leben allgemein zu mir durch, bestraft mich. Ich sage, ich wäre auch spazieren gewesen, es sei wie Frühling, die Blumen blühen und die Sonne scheint. Ich sage nicht: Verstehst du, was Frühling ist und was Sonne ist und dass die Blumen blühen.

Ich frage: „Erinnerst du dich, dass du uns früher Kartoffelreibekuchen gemacht hast.“ Sie antwortet nicht. Die Finger zählen und krallen sich am Bleistift fest. Ich frage: „Weißt du, was Pickert sind.“ Und sie sagt „Ja“. Ich frage: „Hast du schon einmal Pickert gemacht?“ Und sie sagt „Nein“. Ich sage: „Ich möchte heute Pickert machen“, dabei ist Sonntag, die Läden geschlossen und ich besitze weder Kartoffeln noch eine Reibe. Sie sagt nichts. „Mit Apfelmus“, sage ich, „selbstgemachtes Apfelmus.“ Sie sagt nichts.

„Was machst du heute Abend?“, frage ich und sie sagt nichts. Ich weiß nicht, wie ich das Gespräch beenden soll, sage, dass ich noch in die Uni muss, dabei ist es beinahe 18 Uhr. Sie sagt nichts. Ich sage, es sei schön gewesen, mich mit ihr zu unterhalten, ich müsse jetzt los, ich wünsche dir noch einen ganz schönen Abend. Ich verkralle mich in den Bleistift und er bricht. Ein ganz schöner Abend, ein ganz schöner Abend, ein ganz schöner Abend, was bin ich doch dumm. „Tschüss“, sage ich.

„Tschüss“, sagt sie, „Tschüss Lina“. Die Tante heißt Lina, ihr Kind. Ich heiße so nicht.

~~Ich starre auf das stumme Handy und bereue zehn Jahre und fühle mich so ungeheuer schlecht.~~

Der Beginn der Geschichte vergisst sich. Die Wurzel vergisst sich. Nur an wenigen Stellen ragt sie aus der Erde hervor, an den anderen ist es dunkel, Morast.

Die Großmutter hat einen Mann gehabt. Darf der Mann Wurzel sein, sein Gen, mein Körper, ich bin mehr Großmutter als Großmutters Mann und am liebsten keiner von ihnen.

Die Geschichte packe ich ein, als ich aus der Tür trete, fallen Seiten aus. Ich ziehe aus. Auf den Fliesen, die die Mutter sauber hält: der getrocknete Schmutz meines Schuhprofils, ein Muster, ich immer ein Muster, ein Stereotyp. Meinen Eltern bin ich Chaos, Chaosliesl, meinen Freunden bin ich Bild, Fremden ein Ausmalbild. Ich reiße das Papier.

Ich reiße die Tür auf. Wir wohnen an einer Spielstraße, an der Autos in Schrittgeschwindigkeit fahren, langsam genug, um den Kindern ihre Idylle zu glauben. An der Ecke der Straße brach ich mir die Hand, als ich heimlich das Einrad meiner Schwester aus ihrem Zimmer holte, um es auch zu lernen. Mit der gebrochenen Hand habe ich es ebenso heimlich wieder zurückgetragen.

Dann habe ich so sehr zu Weinen begonnen, das ich die Sprache verlor und nicht einmal lügen musste. Wenn wir die Sprache verlieren, ist es nie die eigene Wahrheit, doch immer die Wahrheit all der anderen. Ohne die Sprache wirst du Projektion. Noch mehr, als du zuvor warst.

In meinem Rucksack stößt eine Flasche Apfelschorle gegen die Brotdose aus Metall. Die Geschichte, die immer auf dem höchsten Brett des Regals lag und zu jeder Familienfeier hinabgeholt wurde, geblättert, erzählt, es gibt diese Fotographien, zu denen jeder lachen kann.

„Mama, erzähl mir nochmal, wie ich in dem Zug saß und jeden Menschen gefragt habe, was da so stinkt, bis ich mich am Schluss auf einen Sitz gestellt habe und stolz den Finger auf mich gelegt habe: ich bin das, ich stinke so.“

Alle lachen.

Die Naivität eines Kindes ist urkomisch, egal, wie häufig sie nacherzählt wird.

Auf der Spielstraße spielen die Kinder der ehemaligen Nachbarskinder und die ehemaligen Nachbarskinder tragen weite Leinenkleidung und unterhalten sich über Stereotype. Ich laufe an ihnen vorbei. Der Asphalt wurde an manchen Stellen ausgebessert und ist an anderen löchrig.

Einmal war ich Kind und bin weggelaufen. In meiner Tasche eine Flasche Apfelschorle, ein Schokoladenstück aus der Speisekammer, ein mit großer Konzentration und viel Marmelade bestrichenes Brot. An den Anlass kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich nahm denselben Weg wie nun. Die Spielstraße, bis sie auf die Hauptstraße trifft, die uns bis zu einem gewissen Alter verboten war. Kein Auto fährt hier in Schrittgeschwindigkeit und traut irgendeiner Illusion. Die Hauptstraße also entlang, immer wieder ein Blick zurück, einmal beinahe in einen älteren Mann hineingelaufen, erschrocken, versucht mit den Augen ein Ziel anzupeilen, dass das Weglaufen zu einem Hinlaufen mache und daher weniger auffällig. Die Hauptstraße bis zur Autobahn, auf die ich lange stolz war, weil nicht jeder eine Autobahn neben der Kleinstadt besaß. An der Autobahn entlang, ein Fahrradweg, der auf einer Brücke die Fahrstreifen kreuzt und sich in den Wald wendet. Von dem Fahrradweg geht ein Weg ab, den ich bis dahin bloß von außen kannte, vom Vorbeifahren, bei Radeltouren. Der Weg verliert den Asphalt, er wird Moos und Nadeln und ich war ein Kind und wollte bloß weg. Als ich nicht mehr wegwollte, weil es draußen dunkelte, war ich wütend auf meinen schwankenden Willen, ich dachte mir alles Schlechte und bestimmt dachte ich auch in die Großmutter. Ich trank die Apfelschorle zu einem Sprudelbauch, stopfte Schokolade und Brot hinterher, mir wurde übel und ich wollte nachhause. Der Weg zurück war länger, die Autos noch schneller und ich sah kein einziges Mal Richtung Wald zurück.

Wie haben die Eltern reagiert, wie die Schwester, warum weiß ich so wichtige Dinge nicht mehr, aber erinnere mich noch genau an das Gefühl, allein im Wald zu stehen. Die Angst, wenn ein Ast sich bewegte, es könnte ein Wolf oder Wildschwein oder ein Mann sein, vor dem gewarnt wurde, den klebrigen Geschmack von Schokolade, die nicht fließen wollte, sondern sich zu einem festen Klumpen formte und so blieb.

Muss zwischen der Kindheit und dem Erwachsensein ein Prozess der Loslösung liegen, war die gescheiterte Flucht ein Versuch, den ich in zu vielen Streitereien wiederholte, ohne je zum Ziel zu gelangen? Siebenundzwanzig Jahre alt und ich stehe an der Hauptstraße. Links vor mir der Bäcker, zu dem die Mutter lief, wenn wir Besuch erwarteten, und gegenüber der Supermarkt, zu dem der Vater lief, wenn wir Besuch erwarteten. Beide kauften sie weiße Sonntagsbrötchen mit Mohn und Sesam darauf. Der Mohn blieb in den Zähnen hängen und wir Kinder lachten einander und auch den Besuch aus, bis dieser sich entschuldigte und auf der Toilette mit den Zeigefingernägeln in die Zahnzwischenräume fuhr.

Ich hebe meinen Blick vom Asphalt und den Häusern und sehe am Horizont die Berge, die mir als Kind nie Ziel schienen, sie wirkten zu groß. Berge sind immer eine Grenze, besteigt man sie, sieht man alles, man hat alles gesehen. Man kann nicht mehr in den Zustand des Nichtsehens. Ich denke an Inger Bråtveit und wie sie das Wasser beschreibt, überall ist Wasser. Mit den Bergen verhält es sich wie mit dem Wasser, du springst hinein und umgibst dich mit einem Gelände, dass dir feindlich ist und dann lebst du.

Da setze ich mir die Berge als Ziel.

### xHexe

Traumapatienten spielen Tetris, habe ich gelesen. Ich spiele kein Tetris, denn ein Trauma habe ich nicht, das wäre zu viel, zu übertrieben, wieso übertreibe ich, jetzt, wo ich in Therapie bin. Habe das Gefühl, nur durch die Therapie bin ich krank geworden. Wozu die Beschäftigung mit dem Inneren, wenn man da bloß Krankheit finde. Halte mich lieber an das Außen, an scheinende Oberflächen, an den Zuckerguss, an den Klappentext und das Cover, die von Zäunen versprochene Sicherheit. Es muss doch einen Grund geben, dass man in der Schule nichts über das Innere lernt, sondern Englisch und Mathematik. Verzeihung, Ironie. Weißt du, manchmal glaube ich, da steckt so viel in mir, aber die Haut ist zu dick und die Augen stets auf den Bürgersteig gerichtet. Dann glaube ich, man sollte da nicht hineinschauen. Es gibt ein Märchen, dass ich als Kind las, den Namen vergaß ich. Eine Hand voller Kinder steht vor einem Schloss, in dem eine böse Hexe wohnt. Man sagt, wer der Hexe in die Augen sieht, erstarrt zu Stein. Wer aber an der Hexe vorbeikommt, der sehe die Wahrheit der Welt. Das zweite Mal, als ich an der Tür des Therapeuten stand, kam mir dieses Märchen in den Sinn. Und ich dachte, dass ich die Welt doch gar nicht sehen will, dass mir diese Kleinstadt genügt.

Sicherheitshalber habe ich mir Tetris installiert, man weiß ja nie.

### xRätsel

Je mehr davon da ist, desto weniger sieht man. Was ist es?

-Die Dunkelheit.

Ein Weg ist genau 1 m lang. Ein Mädchen legt darauf eine Strecke von 1000 km zurück, ohne umzudrehen oder im Zickzack zu laufen. Wie?

-Der Weg ist kreisförmig.

Was wird größer, je mehr man ihm nimmt?

-Das Loch.

### xGründe für das Traurigsein.

Die Welt ist meine Ausrede. Diese Welt, die sich den Schmerz wie einen Luxusartikel aneignet, die sich am Unterarm den Krieg bindet und Dürre und Flut um den Hals legt, diese Welt, sage ich, ist mein Grund der Traurigkeit. Ich nutze den Begriff Weltschmerz und würde ich ihn teilen, dann würden die, die mir nahestehen, sagen, ich solle mir nicht alles so nahe nehmen, soll in der Nähe des Ichs bleiben, anstatt am Tellerrand fremde Probleme zu adoptieren. Aber sie sagen es mit einem beruhigenden Lächeln, Verständnis, und zeugt es nicht, denken sie, von Mitgefühl, wenn man sich den Schmerz der ganzen Welt aneignet.

Es ist eine Lüge. Natürlich gibt es diese Tage, wenn ich im Internet die Nachrichten nachlese und Tabs aneinanderreihe. Aber die Traurigkeit stammt von woanders. Ich versuche ihr zu folgen, ich streue ihr leuchtendes Pulver auf den Rücken oder hefte die kleinen gelben Sterne an sie, die sich das Licht der Umgebung speichern. Wenn sich die Traurigkeit zurückzieht, wird sich an dem Boden eine Spur bilden, der ich folgen kann. Ich bleibe nachts wach, denn da sieht man die Spur am besten und es ist theoretisch ein Einfaches, ihr zu folgen. Mein Bett krallt sich an mich und flüstert: Geh nicht.

Krieg ist etwas Furchtbares, dessen Vorstellung gelingt mir nicht. Die Welt ist genauso furchtbar, denke ich nachts. Aber weder Welt noch Krieg kann ich absorbieren, kann ich für mich allein behalten, nur die Traurigkeit gehört ganz und gar mir.

Ich ringe mich aus der Umarmung des Bettes, gehe diesen leuchtenden Pfad mit langsamen, vorsichtigen Schritten und ich gehe ihn einsam, da ist niemand neben mir. Bloß der Mond leuchtet halb verdeckt von Wolken und ab und wacht ein Vogel auf und ruft. Jedes Mal erschrecke ich mich und bleibe kurz stehen. Es raschelt im Gebüsch, eine Maus, der das Schlafen nicht leichtfällt oder ein Tiger. Ich hoffe nur, ich bin das einzige menschliche Wesen. Mit dem leichten, luftigen Schlafanzug, ein pinker Schriftzug „Good Night“, fühle ich mich noch unsicherer als sonst. Meine nackten Füße spüren den Schmerz des Untergrunds kaum. Die Traurigkeit biegt erst ein Stück in den Wald ein, Wurzeln, Tannennadeln, feuchtes Laub, sicherlich auch Spinnen. Ich glaube, die Angst hätte denselben Weg eingeschlagen. Aber die Traurigkeit spürt, dass hier nichts zu finden ist. Als Kind war ich öfters im Wald, auch als Jugendliche noch. Ich habe den Wald tagsüber wie ein Konkon um mich gestülpt und sein Laub durch den restlichen Abend getragen.

Die Traurigkeit schwenkt nach rechts heraus, dort beginnt die Stadt. Am Rand wachsen gutverdienende, bürgerliche Häuser und in den Fenstern helles Licht. In diesen Häusern hat sich der Tag noch festgehalten, die Traurigkeit stellt sich vor die leicht geöffneten Gardinen. Sie prägt sich die Frauen ein, die den Kindern über den Kopf streifen und die Männer, die in der Küche Pfannkuchenteig rühren. Sie betrachtet die Freunde, die gemeinsam über ein Handballspiel sprechen und welchen Namen, sie dem Hund geben sollen, der nächsten Monat hier einzieht. Es sei ein Golden Retriever. Die Traurigkeit findet eine gekippte Terassentür und klettert am Rahmen hinauf. Sie lässt einen fluoreszierenden Streifen auf der weißen Außenfassade, den die Kinder vielleicht für Magie halten werden, wenn sie morgens aufwachen. Kopfüber stürzt sie sich durch die Lücke und bleibt zuerst auf dem Fußboden liegen, sodass ich, die Minuten später auf der Terrasse erscheint, schon Angst bekomme, ihr wäre etwas passiert. Aber der Traurigkeit geschieht nichts und sie setzt sich auf, hält sich den Schädel, einen Dickschädel hat sie.

Ich kann weniger gut klettern als sie, bleibe daher vor dem Haus stehen und suche sie durch die Fenster. Sie steht vor einigen gerahmten Bildern, die Kinder kommen mir bekannt vor. Sie müssen mit mir in die Schule gegangen sein, vielleicht sogar Klassenkameraden. Sie prägt sich die Umrisse ein, ihr Lächeln, merkt sich jede Miene, dichtet ihnen Worte an, bewegt die Bilder, lässt sie sich bewegen, kleine Filme. Es muss sich um Stunden handeln, ich spüre meine Müdigkeit und wie die Füße mir vor dem Fenster einschlafen. Vielleicht auch der Körper, wach werde ich, als die Traurigkeit von innen die Tür öffnet und sie laut ins Schloss fallen lässt. Auf ihren Lippen balanciert ein Grinsen.

Der Leuchtpfad dämmert. Vielleicht hätte ich mehr Pulver benutzen sollen. Nur noch ab und an fällt ein Stern zu Boden, ich hebe ihn auf und beobachte, wie er in meiner Hand dunkelt. Der Mond hängt träge am Himmel und scheint, bald zu fallen, das muss ein Lehrling gewesen sein, der ihn mit Flausen im Kopf dort eher notdürftig befestigt hat. Morgen wird es jemand anderes sein.

Die Traurigkeit geht zielgerichteter, ich merke, dass sie weiß, wohin sie unterwegs ist. Sie dringt in Viertel vor, die unserer Kleinstadt tagsüber fremd sind, es sind konjunktivierte Möglichkeitsformen und schlechte Träume. Eine aus Spiegelbildern bestehende Straße, die den Beobachter verzerrt. Seine Augen werden schwarz und sein Körper runder, blasser, aufgeblasener. Die Traurigkeit nimmt eine Nadel und sticht den Körper, bis all die Luft aus ihm entweicht und bloß eine leere Hülle bleibt. Als sie sich umdreht, bläst er sich erneut auf, füllt sich, füllt den Spiegel aus, die Straße. Und die Traurigkeit nimmt eine Nadel und sticht in den Ballon. Sie wiederholt dieses Spiel immer und wieder und erst als mir auffällt, dass es mein Körper ist, hört sie auf. Da bläht sich dieser Körper auf und platzt und die Wände des Spiegels sind verklebt von einer Haut, die Recyclingpapier gleicht. Das ist meine Haut. Ich schaue an mir herunter, streife den Ärmel des Nachthemdes hoch, betaste, berieche diese Haut, lege sogar meine Zunge auf den Unterarm, nur um sicherzugehen. Salziger Geschmack. Als ich aufschaue, sehe ich die Traurigkeit nicht mehr, bloß eine schmale Spur.

Ich beginne zu rennen, habe keine Ausdauer, meinen Atem verliere ich unterwegs. Blut strömt in Flüssen durch kleine Kanäle, stürzt, verläuft sich. Läuft wieder. Der Himmel ist ebenfalls rot. Wir sind in einen Körper hineingerannt. Der Atem, der wieder aufgeholt hatte, verliert mich erneut. Er fällt zu Boden und als ich ihn aufheben möchte, weiche ich erschrocken zurück. Der Untergrund ist roter Sumpf und meine Füße sinken, sobald sie ihn bemerken, in die weiche Masse ein, wühlen sich in Adern und Arterien. Die Traurigkeit zückt eine schwarze Tasche, die ich zuvor nicht an ihr gesehen hatte, aber was heißt das schon. Die Traurigkeit besitzt die ganze Welt. Sie holt mit schnellen Bewegungen, schwarze Flugblätter hervor und heftet sie an die Innenhaut des Körpers. Mit einem Hammer schlägt sie Nägel in die Haut und während ich sie dabei beobachte, spüre ich das Stechen im Kopf. Vorsichtig schleiche ich mich an eines der Blätter heran. In schwarzer Farbe auf schwarzem Grund dicht beschriebene Seiten. Ohne die einzelnen Buchstaben zu sehen, hallen die Worte wider, du kannst nicht, du bist nichts, nichts. Auf einem anderen Blatt eine fremde Sprache, du kann ingenting, du är ingenting, ingentin, ingenting. Aber jetzt spreche ich Schwedisch und beim nächsten Blatt Französisch, ich beherrsche jede Sprache dieser traurigen Welt. Ich reiße das Papier ab, werde schneller, reiße und reiße, ich sehe nichts mehr von der Umgebung, der Atem krallt sich verzweifelt an mich fest und je mehr ich reiße, desto mehr hängt die Traurigkeit an die Innenwand, klopft, hämmert, ich reiße, manchmal erwische ich anstelle eines Papiers die Wurzel eines Haars, ich reiße mir die Haare und die Papiere aus, folge dem letzten Rest der Leuchtspur, ich reiße so fest, da rutsche ich aus. Liege bewegungslos in dem roten Sumpf und fange das Versinken an, mein Körper ist so müde und will nicht mehr kämpfen.

Ich will dir sagen, du, Lesende, die meiner Spur gefolgt ist: es gibt keinen Grund. Es ist weder der Weltschmerz, noch der Ichschmerz, es ist die Verbindung von zu viel Schmerz in mir, wenn mir die Sprache ausrutscht, ich wollte dies literarisch erzählen. Aber dem Schmerz entkommt gelegentlich seine Ästhetik, dann ist er bloß noch ein verquollenes, stark gerötetes Gesicht, ein lautes Schluchzen. Ich sitze in einem Café, während ich dies schreibe und lasse die Tränen in den Chai Latte fallen, der dadurch eine leicht salzige Note erhält. Es gibt keinen Grund oder es gibt keine Worte, aber die Traurigkeit ist eine, die mit der Nichtexistenz so gut umgehen kann wie mit der Existenz und sie nährt sich davon. Sie nährt sich von den Gesprächen an den Tischen um ihr und von ihrer Einsamkeit, von dem Gefühl immer ein Fremdkörper gewesen zu sein, von den depressiven Verstimmungen, die auf dem Anamnesebogen abgebildet waren, sie hält sie für unausweichlich und erfüllt sie mit großer Eifrigkeit.

Ich habe die Leuchtspur verloren, aber nichts, von dem was ich zu suchen glaubte, fand ich unterwegs.

Die Traurigkeit zerreißt alle Eigentlichs, die ich im folgenden aufschreiben werde, mit ihren spitzen Fingern. Denn eigentlich habe ich den Vater und die Mutter und auch die Großmutter, die sich aufgrund ihrer Blutsverwandtschaft und einer angeborenen Liebe nicht von mir wenden, eigentlich habe ich die Schwester, ich habe das Essen im Kühlschrank, Elektrizität, eigentlich habe ich auch die Schulbildung, eigentlich habe ich keinen Grund und da lacht die Traurigkeit und reißt jedes Wort vertikal und horizontal auseinander.

### xDas Verständnis

Der Vater und die Mutter haben keine richtigen Worte. Die falschen Worte und die Stille, die nicht richtig ist, gelieren in der Luft. Aus dieser Stille wird die Marmelade gemacht, die immer ganz hinten im Regal steht und die niemand öffnen mag. Aber verschenken kann man sie auch nicht. Auf dem Deckel bildet sich Staub und die Gläser wandern hinter den alten Wein, von dem man glaubt, er würde besser werden, wenn man ihn nicht trinkt. Diese Stille ist leicht säuerlich und man kocht sie immer weiter, aber wenn die Fruchtmasse zu lange kocht, karamellisiert der Gelierzucker und die Marmelade schmeckt verbrannt. Die Mutter, der Vater und die Tochter drehen sich im Kreis, aber bewegen sich nicht. Kreise können sich nicht bewegen, außer es sind Fahrräder. Aber zwischen den Eltern und der Tochter fehlen die Ketten oder sie sind verrostet, es muss sich um eines der Bahnhofsräder handeln, die ganz gewiss nirgends mehr fahren, sondern auf die Bolzenschneider krimineller Gangs warten.

Ich verheddere mich in den Metaphern. Wer sind die kriminellen Gangs? Es muss meine Wut sein oder die Distanz, die ich über und um mich lege. Sie ist dunkel gekleidet und redet in knapper Sprache, in der niemand anderes Platz findet. Die kriminellen Gangs beherrschen die Gleichförmigkeit und legen sich diese in das Gesicht, sie verbeißen die Lippen, formen dünne, aber scharfe Striche aus dem Mund. Besonders böse: Sie bedecken sich mit Traurigkeit, machen die Augen leer und die Stimme schrill, sie sehen so leidend aus, dass die Umgebung, ohne zu hinterfragen, das Mitleiden beginnt. Die Gangs ernähren sich von Mitleiden, werden abhängig, Drogensüchtige, sie brauchen das Unglück.

Die Gangs reden sich ein, dass niemand sie verstehen kann. Ich weiß, dass niemand mich verstehen kann, ich bin mir dem sicher, die Mutter, der Vater, sie sehen mich nicht. Ich will auch, dass mich niemand verstehen kann, erst dann ist mein Leid echt. Was ist schon ein Leid, dass jeder nachfühlen und vor fühlen kann?

Die Mutter kocht und steht am Herd. Sie schneidet das Gemüse und rührt die Milch warm, sie setzt heißes Wasser auf, weil es schneller ist, als das Wasser im Topf zu erhitzen. Heimlich wünscht sie sich einen Induktionsherd.

Der Vater stellt den Laptop auf den Esstisch und tippt Emails. Der Vater ruft mit dem Arbeitshandy an und redet mit großer Stimme. Er hält den Finger an die Lippen, weil man leise sein muss, wenn der Vater wichtige Gespräche führt.

Die Mutter legt mir die Hand auf die Schultern, aber traut sich nicht ganz, sodass die Berührung eher eine Ahnung ist. Sie weiß bereits, dass ich mir entziehen werde. Die Mutter ist eine Vase und läuft beinahe über. Ich glaube, die Mutter hat auch noch eigenes Leid.

Der Vater erörtert mein Problem mit organisatorischen Begriffen und mindestens einmal spricht er mit seiner Betriebspsychologin über mich. Das weiß ich, weil er es mir stolz erzählt, wie wenn Kind die Gleichung richtig gelöst hat. Der Vater ist ein Baumstamm und bedeckt seine Wurzeln mit Erde.

Ich stehe auf dem großen Platz, der am Samstag für den Markt, im September für ein Volksfest und im Frühsommer für eine Reihe Open-Air-Konzerte genutzt wird. In meiner Hand schmilzt Eiscreme, Schokolade und Apfel, tropft mir auf die Finger und vermischt sich dort zu einem gräulichen und grünstichigen Braun. Ich bin stolz, weil ich vorhin den Mund geöffnet habe, ich war Teil der Therapie, zumindest ein wenig. Meine linke Seite, das linke Ohr, linkes Auge, vielleicht noch ein wenig vom Rechten beobachteten durch das Fenster die Taube, der Mund hat jedoch dem Mann geantwortet. Zuletzt die Frage, was ich denn ändern wollen würde und eine lange Pause, die jedoch nicht gelierte. Ich musste antworten. Aber ich wusste doch nicht, was ich wollte, ich wollte nicht wissen, was ich wollte, ich wollte nicht ändern, was ich nicht wollte. Ich starrte den Mann an und er starrte zurück und wir führten uns auf wie die Tauben, die unter dem falschen Versprechen von Pizzaresten dorthin gelockt worden sind. „Du kannst ja darüber nachdenken“, sagte er nach einer Weile, weil sein Unterarm in eine Uhr gezwängt war und draußen jemand wartete, der nichts von der Pause wusste.

Ich dachte, denke darüber nach. Die Sonne scheint hell und Passanten laufen in gemütlichem Ton und ich kann tatsächlich etwas wollen. Ich bin frei, denke ich, Vitamin D, gut gelaunt, könnte man sagen und ich muss es doch jemandem erzählen, also rufe ich die Eltern an, wen sonst. Während ich warte, dass jemand den Telefonhörer im Flur aufhebt, beobachte ich ein Eichhörnchen, dass einen Baum auf und ab rennt, ohne wohin zu wollen. Sein buschiger Schwanz gibt ihm das nötige Gleichgewicht und ich spiele einen kurzen Moment mit dem Gedanken, mir einen Kunstschwanz umzubinden. Der Stamm ist kratzig und seine Krallen scharf, sein Blick aufmerksam und lustig zugleich. Ein kleiner, schmaler Junge mit dicken Brillengläsern versucht, ihm unten zu folgen und es macht sich ein Spiel daraus, ihn von oben zu verspotten. Für das Eichhörnchen scheint alles ein Spiel zu sein und ich hüpfe mit den Füßen von Stein zu Stein und lächle.

Mutters Angst hebt ab, sie muss meine Nummer auf dem Display gesehen haben. „Alles gut bei dir?“, ersetzt eine Begrüßung, weil ich jemand bin, bei dem sich diese Frage rentiert. Ihr Atem ist hastig. Warum rufe ich an, wenn doch nichts ist. Es muss doch etwas sein. Wenn wir reden, hat es mir nicht gut zu gehen. Als ich Kind war, vielleicht und später im Studium, aber die Person, die die Mutter jetzt kennt, trägt ihr Leid wie eine Gang oder Rockband zur Schau und gut geht es ihr nicht. Wenn die Mutter dem Hörer die Möglichkeit unterstellt, es gehe mir nicht gut, folge ich ihr. Das Eichhörnchen verschwindet in dem Grün und der Junge wird von seiner Mutter weitergezerrt, sie müssen jetzt zum Augenarzt. Die Mutter wartet und das Schweigen geliert und ich sage „Ja, bin aus Versehen auf Anrufen gekommen.“, um dem Gespräch eine Intention zu nehmen. Mein Daumen drückt sich in die Handfläche der anderen Hand, vor die Sonne schiebt sich eine Wolke und die Passanten werden zügiger. „Dann ist ja gut“, sagt Mutters Erleichterung, „was machst du gerade?“. Ich sage nicht, ich denke nach, ich sage nicht, ich fühle mich frei, ich sage auch nichts über die Therapie, die bloß in dem weißen Haus mit grauen Wänden stattfindet, denn das sind alles Dinge, die Mutter nie verstehen wird. „Ich laufe ein wenig rum.“.

Mit „Komme bald heim.“, stehle ich ihr die nächste Frage und sie sagt „Schön. Möchtest du heute Abend etwas Besonderes essen?“, weil das ihre Sprache von Zuneigung ist. Aber kriminelle Gangs ernähren sich von Dönern und ich sage, ich würde mir etwas in der Stadt holen. Sie stockt angesichts dieses Abstands, aber fängt sich, „wie schön.“

Ich verabschiede mich, bevor das Schweigen im Keller verstaubt, aber die Leichtigkeit von zuvor ist verschwunden. Es gibt eine gewisse Stimmung, in der man mit den Eltern sprechen kann. Die Stimmung ist vor allem nach oben hin begrenzt. Ich möchte ihr Mitleid wie eine Decke im Winter und hasse ihr Mitleid wie die Kälte im Winter. Eigentlich möchte ich, dass es in mir Sommer wird, ein Sommer wie letztes Jahr und ich mit der besten Freundin durch die Felder radle. Am Waldrand halten wir und trinken warme Apfelschorle.

Ich kaufe Erdnüsse im Drogeriemarkt und streue sie unter den Parkbäumen aus. Der kleine, schmale Junge zeigt auf mich, wie ich die blau glänzende Tüte mit einer Wut unter den Bäumen umherschwenke, um das Eichhörnchen auf mich aufmerksam zu machen. Meine Arme schwenken „Komm zurück“, flüstere ich und meine Stimme ist leise. Aber das Eichhörnchen kommt nicht mehr und der Junge geht nach Hause, die Sonne neigt sich dem Untergang zu. Die Passanten schauen nicht mehr nach rechts und links, sondern bloß in die Richtung der Straße. Feierabendverkehr zieht sich entlang der Straßen und lässt den Tag hinter sich.

Ich weiß nicht, was ich will. Ich will die Vergangenheit, den letzten Sommer, der der erste, schöne Sommer war. Es war der Sommer der Häutung, der sich die Heimat, die Kindheit, die einsam verbrachten Stunden abstreift. Jetzt stampfen meine Füße durch die Hautschichten und der Wind weht diese nach oben, senkt sie über, zieht mich wieder an. Aber Haut, die lange lag, staubt und schimmelt und ich muss niesen. Ich habe eine Hautstauballergie.

Die Finger kleben von der Joghurtsauce des Döners und die Hose klebt auch, weil eine unbewusste Bewegung sich dort die Hände abschmiert. Das machen bloß kleine Kinder, echte Frauen sind sorgsam mit ihrer Kleidung.

Anne AppleBaum

Die Eltern leben in der Elternwelt und wenn ich mit ihnen spreche, werde ich traurig.

Wenn ich nämlich nicht mit ihnen spreche, kann ich hoffen, dass sie verstehen.

### xSpaziergang

Du holst dir noch den Tod, sagen sie.

Ich beginne draußen nach dem Tod zu suchen und der Regen tropft unablässig in die Pfützen. Das Wasser ist kalt auf der Hand, aber durch die Stoffhose kommt es mir warm vor. Der Körper wärmt es auf. Ich vermisse meine Gummistiefel, gelber Kunststoff, ich vermisse eine blau gepunktete Regenhose.

Ich starre auf das stumme Handy und bereue zehn Jahre und fühle mich so ungeheuer schlecht.

lehrerehepaar, rektor an mittelschule, papa 16 oma gestorben, als oma anfang.

briefmarken getauscht, eher streng

ostpreusen, tschechien, nach nordrheinwesstfalen, später schwäbisch,

familienbuch.

oma freut sich über 1 in englisch. opa (lebemann, deutlich über seinen verhältnissen, fünfstellig im Minus) finanziell bedeckt gehalten, oma durchgefüttwrt

Vielleicht kann ich das nicht. Vielleicht kann ich das alles gar nicht. Womöglich bin ich bloß ein Klotz, der alles falsch macht. Nein, das sollte ich nicht sagen. Womöglich bin ich ein Klotz, der gar nichts falsch macht. Womöglich ist jede Entscheidung ein Bedürfnis von mir und heute war es ein Bedürfnis nach freier Zeit. Heute war es ein Bedürfnis, nicht mehr vor dem PC zu sitzen, denn natürlich habe ich gefühlt gar nichts geschafft und mich auch nicht motivieren können. Man kann jedoch auch sagen, ich weiß auch nicht, was ich will. Ich versuche, mich zu beruhigen. Alles wird gut, sage ich mir. Ich bin müde, natürlich bin ich müde. Ich komme später heim, als ich wollte, aber früh genug, um noch etwas zu tun, wenn ich das wirklich will. Will ich das? Ja, natürlich. Ich möchte in den Wald. Ich möchte in die Berge. Ich möchte mich einfach ausruhen. Ich mllöchze meinen Atem verlieren. Ich hätte bleiben können, aber es ist auch in Ordnung bereits gegangen zu sein. Nicht wahr? Nicht wahr? Ich weiß nicht, nichts

Biographie

Ich beginne eine Biografie. Ich forsche zwischen den Stammbäumen und Ästen, grabe mich durch Kriegsgebiete und goldene Zeiten, ich Wühlmaus. Ich folge einer bestimmten Frage, aber welcher, das weiß ich noch nicht. Ich hoffe, zwischen den Verwurzelungen diese Frage ausformuliert zu finden. Ich glaube, die meisten, die sich im Laufe der Zeit mit ihrem Stammbaum beschäftigen, suchen eine Identität. Ich schweife schon wieder in die Man-Form oder Mensch-Form oder Frau-Form. Aber man, mensch, frau (ich vielleicht auch) sucht nach einem Highlight, einem Vorfahren, dessen Willensstärke man sich zu eigen machen kann.

Der Vater

Die Schwester

Die Großmutter

In meiner Kindheit gab es Freunde und die Kindheit ist immer grausam. Kinder sind ehrlich, ausgrenzend, Kinder wollen dazugehören, sich abgrenzen, geben weiter, was sie zuhause erfahren, geben weiter, was sie zuhause nicht sind. Ich treffe die Freundin fünf Jahre später und wir schweigen und wir streiten, dabei reden wir über nichts, was damals passiert ist. Wir waren die besten Freunde und rannten durch den Wald, aber sie sagt, ich wäre, ich hätte, ich sei nicht nett gewesen.

### Handlung

Ich beschließe nun eine Handlung. Dieser Brief hat bereits die Länge, die eine Handlung erfordert. Was liest du lieber? Einen Roman von mehreren hundert Seiten oder eine Urteilserklärung, eine langatmige Biographie, eine Rechtfertigung, die zu keinem Schluss findet?

Die Handlung beginnt bei mir, sie folgt mir. Ich versuche zu ertragen, dass jemand mir folgt. Ich stehe nicht gerne unter Beobachtung, vermute sofort einen negativen Blickwinkel, Verurteilung, Ablehnung. Ich halte mich lieber am Rand auf, verfolge meinerseits mit Blicken, aber würde ich die Handlung verfolgen, würden wir uns im Kreis drehen.

Die Handlung beginnt nach der ersten Therapiesitzung, ich also mit einem gebrochenen Arm, der andere hält den Anamnesebogen, er wird ihn auf den Küchentisch legen. Eine stumme Anklage wird er sein an die Eltern, seht her, das habt ihr in der Kindheit falsch gemacht. Ein Feld fragt nach familiären Erkrankungen, seht her, das habt ihr bei den Genen falsch gemacht. Aber noch bevor die Eltern nach Hause kommen, wird der nicht gebrochene Arm das Blatt auf sein Zimmer tragen, denn eigentlich schäme ich mich des Inneren, das einen solchen Bogen benötigt.

Die Eltern fragen, wie die Sitzung war, aber schauen mir dabei nicht in die Augen, sondern streichen konzentriert die Butter auf das Brot und schneiden den Käse in geraden Linien ab. Die Eltern schämen sich auch, denke ich, und nicke, „in Ordnung“.

Die Mutter ist neugierig, aber gibt es nicht zu. Der Vater ist erleichtert und schweigt. Die Mutter füllt das Schweigen mit den Nachbarn und dem Wetter und ich frage mich, worüber sie reden, bin ich nicht da.

Draußen fällt ein Frühlingsregen.

Die Handlung beginnt auch bei dem Krieg, den es schon vor ihr gab und den wir mit Entsetzen und Regelmäßigkeit um acht Uhr in der Tagesschau beobachten. Ich möchte dir nicht über den Krieg schreiben, weil dieser nicht Thema ist, bloß ein weiteres Fass und ich sollte nicht zu viele Fässer öffnen. Aber es gibt ihn und ich weiß nicht, ob es korrekter wäre, ihn zu ignorieren oder ihn nicht zu ignorieren. Weltschmerz, heißt es, und macht mich traurig. Ich werde nicht über den Krieg schreiben, der tut dieser Geschichte nichts, aber ich werde gelegentlich über ihn nachdenken, so, wie ich auch über das Klima denke, die erschossenen Wölfe und Elefanten, die verhungerten Kinder und missbrauchten Frauen. Über all diese Dinge werde ich nachdenken und dann kommt eine Traurigkeit und eine Hilflosigkeit, die sich in die Handlung hineinwebt.

Die Handlung beginnt bei der Liste an Symptomen, die ich anfertige. Ich lasse mir Zeit. Ich sitze am Fenster und vor dem Fenster steht ein Kastanienbaum. Das Licht fällt durch die Äste und wirft ihre Schatten als Muster auf das Papier. Die Muster bewegen sich dabei. Ich lasse mir so viel Zeit, dass die zuvor klar erkennbaren Muster an Kontur verlieren und die Seite zuletzt so grau und dunkel ist, dass ich die Schreibtischlampe anschalten muss.

Die Handlung beginnt in der zweiten Therapiestunde.

### Therapie 2

Bei der ersten Stunde war ich beinahe zu spät. Heute bin ich zu früh, die Zeiger wollten sich nicht drehen, ich war der Zeit voraus, als ich aufgebrochen bin. Viermal gehe ich die kleine Seitengasse entlang, in der sich die Praxis befindet. Zweimal in jede Richtung. Die Perspektive verzerrt den Häusern ihr Aussehen. Der graue Betonklotz ist rechts von großen Bäumen bedeckt, aber links ein Angriff auf mein Empfinden von Ästhetik. Diese Gegend gehört den reichen Menschen und ich frage mich, ob das moderne Verständnis von Architektur sich erst durch Geld erschließt. Der graue Kasten scheint mir eine Wand zu sein, die man zwischen sich und den normalen Menschen baut. Das Haus, in dem der Therapeut sowohl Praxis als auch Privaträume hat, gefällt mir besser. Der kleine Garten ist ordentlich bepflanzt, ob der Therapeut oder ob die Frau des Therapeuten weiß ich nicht. Ich kann mir ihn nicht im Garten vorstellen, er ist eine der Figuren, die bloß in dem Kontext existieren dürfen, in dem man sie kennenlernt. Der Rasen ist sauber gemäht, die Hecke licht und ohne dem Beobachter die Sicht zu versperren. Die Praxis hat einen separaten Eingang und einen eigenen Kiesweg, über den sich verschiedenste Formen von Leid in verschiedensten Zuständen bewegt haben müssen. Ich hebe drei Kiesel auf und baue daraus eine Mauer, die der Therapeut später abbauen wird. Vielleicht lerne ich dabei, wie das geht.

Das Wartezimmer sind drei zusammenpassende Stühle verschiedener Farben und ein Tisch, der mit Zeitungen und Magazinen belegt ist. Richtet der Therapeut die Bestückung an den eigenen Interessen aus oder nach dem, das er denkt, das die Patienten mögen könnten, das sie brauchen könnten. Glänzende Magazine mit Alltagspsychologie und Selbstwertübungen, die Versicherung, man wäre nicht allein. Ich frage mich, wie viele Menschen diese Seiten bereits abfotographiert haben, ohne sie je wieder anzusehen.

Die Tür öffnet sich und ein Junge in meinem Alter verlässt das Zimmer. Er beachtet mich nicht, er starrt den Boden an. Das ist die erste Begegnung.

Ich beachte ihn nicht, sondern betrete das Zimmer. Der Therapeut schickt mich wieder heraus, er rufe mich. Was macht er nun allein, muss er sich sortieren, muss er den Jungen in sich sortieren, ihm einen Raum in seinem Kopf zuordnen und die letzte Stunde dort hineinzwängen? Muss er den Raum für mich anlegen oder ist der Raum noch von letztem Mal verfügbar. Liegen unsere Räume nebeneinander, sind wir also Nachbarn, sollte ich mich dem Jungen vorstellen, ihn begrüßen, wir teilen uns einen Kopf?

Der Therapeut ruft mich. Ich setze mich wieder, ein Glas Wasser, weder kalt noch warm, das Licht nicht zu grell, aber so, dass man alles sieht, sein Gesicht eine blanke Wand, die Falten an den richtigen Stellen und von ihnen nicht zu viele. Er hat eine Gardine vor das Fenster geschoben, die Licht einlässt, aber keine Bilder, vor allem keine Tauben. Ich glaube, ich könnte sie aufschieben, ohne dass er mich daran hindern würde, aber tue es nicht.

Ich schaue ihn nicht an und er bemerkt es, fragt mich sachlich und ohne Vorwurf, warum ich ihn nicht ansehe. Ich schaue im Kreis weg und lande doch wieder bei ihm. Wir würden eine Bindung aufbauen, wenn wir einander in die Augen sehen und wenn wir miteinander arbeiten wollen, brauchen wir diese Bindung. Ich nicke und gebe mir Mühe. Es ist mir peinlich, ihm in die Augen zu sehen.

Er fragt, wie es mir gehe. Ich nicke, in Ordnung. Er fragt nach dem Anamnesebogen, ich lüge, ich hätte ihn ausgefüllt, aber zuhause vergessen. Er fragt, ob es einfach war, ob ich Schwierigkeiten hatte, wie leicht es mir fiel mit den Eltern darüber zu sprechen.

„In Ordnung.“

Die Mutter fragt, ob ich Papiere mitbekommen habe, ob sie etwas ausfüllen kann, ob ich reden wolle. Sie scheint versessen, ihre Schrift zu hinterlassen, ihre Anwesenheit in mich hineinzuschreiben. Genügt es ihr nicht, mich in diese Welt gelassen zu haben, denke ich, während ich vor dem Spiegel die Zähne putze, ihr Gesicht im Spiegel hinter mir beobachte, wie es näher und näher kommt und unsere beiden Haarfarben ineinander verschwimmen. Ich kann sie nicht nach psychischen Erkrankungen in der Familie fragen. Solche Themen existieren in unserer Sprache nicht.

Der Vater fragt nicht, wie die Therapie ist. Er verliert kein Wort über nichts.

Der Therapeut lässt sich nicht anmerken, dass er weiß, dass ich lüge.

„Wenn wir über psychische Erkrankungen sprechen, ist da eine Scham.“, sagt er. „Es fällt uns schwer, darüber zu reden, uns verletzlich zu zeigen. Wir möchten nicht, dass unser Gegenüber weiß, wie schlecht es uns geht. Wir möchten uns stark zeigen.“

Ich nicke, schüttle dann den Kopf. „Manchmal“, sage ich, „oft, möchte ich, dass alle sehen, wie schlecht es mir geht. Sie sollen sehen, dass ich leide.“

„Du möchtest Mitleid. Du glaubst, nur wenn du Mitleide bekommst, bekommst du auch Aufmerksamkeit. Aber du kannst es nicht aussprechen. Du möchtest, dass die anderen sehen, wie schwer du es hast. Du möchtest, dass sie dir helfen, ohne, dass du nach Hilfe fragen musst. Das sind nur Ideen. Erkennst du etwas wieder?“

Ich nicke.

„Du machst dich selbst zum Opfer, willst keine Verantwortung übernehmen. Du könntest auch sagen, ich bin es, die aus den Umständen etwas anderes macht. Aber du schiebst die Schuld auf die Umstände.“

Ich denke und nicke dann.

Ich suche das Fenster nach Tauben ab und sehe nur den Vorhang.

Ich sehe dem Therapeuten nicht in die Augen.

„Gehen wir nochmal zurück an den Anfang, das war vielleicht ein wenig schnell.“

Er fragt mich nach Symptomen. Er bittet mich, die Mutter und den Vater zu beschreiben, er hakt nach, er macht sich Notizen. Meine Antworten sind kurz. Er fragt erneut nach, macht sie länger.

Die Mutter mag Harmonie. Die Mutter arbeitete ehrenamtlich in der Bibliothek, Teilzeit, sie kümmert sich um die verbleibenden Großeltern, Geburtstagskarten, den Besuch von Beerdigungen. Die Mutter stimmt dem Vater zu. Die Mutter redet seit Jahren davon, ihre gelernte Arbeit wieder aufzunehmen, Prüferin bei der Rentenversicherung, die Mutter unterhält sich mit den Nachbarn. Die Mutter hat Migräne, liegt mit kühlen Waschlappen im Bett, dann darf man sie nicht ansprechen.

Der Vater steht morgens früh auf. Der Vater plant die Urlaube, mietet ein Auto, zeigt seinen Führerschein, unterschreibt die Dokumente. Der Vater trägt einen Anzug. Der Vater kauft und verkauft Aktien. Meine Schwester und ich sind Kinder. Ruft jemand an, reichen wir ihn dem Vater weiter und der Vater meldet sich mit tiefer Stimme und Nachnamen. Der Vater lacht im Alltag nicht oft, erst im Urlaub wird er zu einem anderen Menschen, dann trinkt er Wein und legt der Mutter den Arm um die Schultern.

Die Mutter hat viele Freundinnen, die braucht sie, sagt sie. Der Vater hat wenig Freunde, er hat sich, sagt er. Der Vater träumt von einer langen Reise, wenn er in Rente geht, die Mutter möchte bleiben. Hier hat sie ihre Freundinnen, sagt sie.

Der Therapeut unterbricht mich, denn die Stunde ist vorbei. Er erinnert mich daran, zur nächsten Stunde den Bogen mitzubringen.

Der fremde Junge sitzt auf der Bank in dem Garten, Frühlingssonne reflektiert auf der Stirn, er beachtet mich nicht. Ich bleibe stehen, da dreht er den Kopf, da gehe ich schnell weiter. Im Garten blühen die ersten Blumen, die die Frau des Therapeuten als Zwiebel in die Erde legte.

### Plüschbär

Als Kind besaß ich einen Bären aus Plüsch. Sein Fell war hellbraun und statt zwei Augen hatte er schwarze Knöpfe. Ein Knopf war ihm abgefallen, da hatte meine Schwester die Wut gepackt und die Mutter, die nicht nähen konnte, hatte den Bären der Großmutter gebracht. Das Garn, mit dem das eine Auge angenäht wurde, ist dunkelgrau, das andere schwarz. Ich habe der Großmutter zugesehen. Sie nahm die Nadel, spuckte auf die Finger, strich mit dem Finger das Ende der Schnur nass und spitz, fädelte sie durch die Nadel. Sie stach mit Kraft in den Kopf des Bären und schaute ihm nicht in das verbliebene Auge. Das Ende vernähte sie ordentlich und ließ es im Inneren des Kopfes zurück. Ich nahm den ganzen Bären und hielt ihn unter heißes Wasser, bis er nass war und die Spucke der Großmutter ausgewaschen. Ganz glaubte ich, sie nicht hinauszubekommen, deswegen liebte ich ihn von da an weniger.

### MRT

Es gibt keine Röntgenbilder. Ich wünsche mir ein MRT für meine Gedanken. Ich wünsche mir ein MRT für diese Kugeln in mir, die sich so frei, durch Kopf und Magen bewegen, die Füße schwer machen, klumpig, sie verharren lassen, sodass sie nicht wissen, wohin. Wenn man den Kugeln folgen könnte, würde man Funktionen ableiten können, die ihren Aufenthaltsort vorhersagen. I Der Therapeut sagt keine Fachbegriffe, noch nicht, will mir keine Angst machen, ist sich nicht sicher. Wir seien noch in der Anamnesephase. Ich bin schneller. Ich recherchiere Begriffe, tauche tiefer ein in die Materie, tauche auf, schnappe Luft.  Der linke Hypothalamus sei bei einer Depression um durchschnittlich fünf Prozent größer. Das ist das Stresssystem.

Neue Sprache

Als ich eine neue Sprache lerne, habe ich endlich das Gefühl, an euch vorbeizuziehen. Ich höre Musik, ich sehe Filme, ich frage, mit großer Falschheit, ob ihr mitsehen wollt.

### Telefonat mit der Schwester

Ich rufe sie an. Sie ist erstaunt, nimmt das Gespräch direkt an, aber muss erst nach einem Hallo greifen, zuerst schweigen wir beide. Ich weiß nicht, wie ich zu reden beginnen soll, also weine ich sogleich los. Das erspart ihr die Frage, wie es mir gehe. Sie unterbricht mich nicht. Erst als ich Atem fasse, sagt sie vorsichtig, „Hey.“, wie zu einem Kind sagt sie „alles gut. Beruhige dich.“, solche Sätze scheinen uns angeboren, eine Reaktion, auf die wir zurückgreifen, wenn jemand weint. Ich glaube, ich schäme mich für diesen Ausbruch. Niemand klingt schön, wenn er weint, aber mein Sprechen scheint mir besonders hässlich zu sein. Sie fragt behutsam, was passiert sei. „Ich weiß nicht“, sage ich, schweige. Will nichts sagen, diese Verbindung fühlt sich zu nahe an, wir sind das beide nicht gewöhnt. Ein vergessener Schluchzer steigt auf und aus mir heraus. Ich sage es doch. „Er mag mich nicht.“ Er ist relativ, er steht für alle, die mich nicht gemocht haben, obwohl ich sie mochte. Er steht für mich selbst. „Niemand mag mich“, sage ich der Schwester, „weißt du“, und meine Stimme wird weinerlich, „niemand hier mag mich.“ Die Schwester bleibt stumm. Ich höre sie gegen das Telefon atmen, sie hält es nie ans Ohr, sondern immer vor den Mund und schaltet den Lautsprecher an. Sie hasst es Kopfhörer zu tragen. Die Stimme muss bei ihr ein Teil der übrigen Geräuschkulisse werden, anstatt diese zu verdrängen. Das Display beschlägt vom Atem, es ist immer so kalt bei ihr. Sie sagt, dass es nicht stimmt. Sie holt weit aus mit den Worten, sie nennt mich eine krasse, junge Frau, mich, die sich doch als Mädchen empfindet. Sie nennt mich schön, wo ich mich hässlich nenne und als ich wiederhole, dass mich niemand schätzt außer den durch Blut gezwungenermaßen verbunden, widerspricht sie. Sie redet Monologe, als müsste sie das Schweigen unserer Jugend aufholen, Bruchstücke bleiben an mir hängen, verhaken sich, sodass ich aussehen muss wie ein unfreiwillig beschmückter Weihnachtsbaum. Ich wanke unter dem Gewicht. „Du gibst den anderen doch nicht einmal die Chance dich kennenzulernen, wenn du dich von ihnen abwendest und sagst, sie mögen dich eh nicht.“ Sie stellt mich als selbstgemachtes Opfer da. Sie wird wütend. Ich bewundere sie dafür. Ich weine schon wieder. Sie sagt, dass ich so vieles geschafft habe, dass ich in der Schule, also dass ich es nicht einfach hatte, dass der Studiengang hart ist, vor allem, wenn man sich ihm nicht sicher ist. Sie sagt, sie sei stolz auf mich.

Ich stehe vor dem Badezimmerspiegel und der Wal verliert an Form. Mein Gesicht ist rot, meine Augen klein und wässrig, aber mein Körper gewinnt neue Konturen. Das sind die Umrisse der Sätze aus dem Telefon. Sie mag mich, denke ich, und bin überrascht, wie verwundert ich bin. Ich dachte, unsere Beziehung wäre eine Zweck-WG auf Distanz.

„Wer ist er eigentlich?“, fragt die Schwester, nachdem wir beide ausgeatmet haben. Ich überlege, ob die Luft, die wir als Kind gemeinsam eingeatmet haben noch in der Form von irgendwelchen Molekülen oder Atomen zu einem Rest in unseren Körpern geblieben sind, sodass wir jetzt zu einem Teil aus demselben bestehen. Ich drehe die Dusche auf, das Wasser brühend heiß, aber bleibe selbst angezogen stehen. Die Hand strecke ich unter den Strahl, ziehe sie schnell wieder zurück. Rein, raus, immer wieder. „Hallo?“, fragt das Telefon in der anderen Hand.

„Niemand“, sage ich. Der Schmerz holt mich zurück aus der wohligen Umarmung, die der Glaube an eine innige Geschwisterbeziehung vortäuscht. Ich lasse sie nicht weiter herein. Ich finde meine Fassung in dem Duschstrahl wieder, schließe die Poren meiner Haut. Ich möchte ihr nicht sagen, wo ich ihn kennengelernt habe. Ich möchte nicht zugeben, dass er auch zu einem gewissen Maße kaputt ist. Es reicht, wenn einer kaputt ist. Ich möchte auch nicht, dass sie denkt, ich würde denken, dass ich bloß kaputte Menschen mögen würde. Vielleicht glaubt sie, ich sei mir nicht mehr wert. Eigentlich sind alle kaputt. Aber die Schwester ist jemand, der in einer heilen Welt lebt, in der sie abends Wein trinken und Karten spielen und sich das Kaputte auf eine Erkältung und das Geschwisterkind in 500km Entfernung beschränkt. Jetzt wo ich nicht mehr weine, baue ich wieder eine Mauer auf, gebe mir Mühe die Steine richtig zu setzen. An manchen Stellen sind sie locker geworden.

„Nur so ein Typ.“ Die Schwester weiß, dass das nicht stimmt, aber sagt nichts. „Wohnt auch hier in der Stadt. Habe mich ein paar Mal mit ihm unterhalten, dann haben wir gestritten. Nichts Großes, so gut kennen wir uns ja auch nicht.“

„Wie geht es dir?“, frage ich, weil ich nicht möchte, dass sie auf mich eingeht. „Gut.“, sagt sie und wir ziehen uns die Entfernung wieder an. Die letzten zehn Minuten scheinen eingebildet zu sein. Im Badezimmerspiegel verschwimme ich. Mit dem Finger male ich ein Herz, aber der Endpunkt trifft den Anfang nicht. Ich könnte einfach nachhaken, „wie geht es dir wirklich?“, denn die heile Welt ist immer auch Illusion. „Schön“, sage ich, „was machst du heute noch.“ Sie sagt, sie würden ins Kino gehen, benutzt einen selbstverständlichen Plural.

„Dann viel Spaß“, ich lege auf.

Als sie noch einmal anruft, nehme ich nicht ab. Ich stehe im Badezimmer, die Füße kalt von den Fliesen, die Finger schmerzend vom heißen Wasser, die Luft nass, der Spiegel beschlagen, die Hände auf das Waschbecken gestützt. Als ich jetzt weine, ist niemand mehr da.

### Haus 2 Bilder Therapiebogen

Man schleiche wie ein Geist im Haus herum. Das heißt, man hat hier einmal gelebt und jetzt bewegt man sich in dieser Erinnerung und stößt sich an den Kanten. Man kennt den Flur vom Versteckspiel, hat sich dort hinter den Jacken verborgen, hat sich in die Schuhe der Mutter mit den hohen Hacken gedrückt, man hat neben der Türe gewartet, dicht an der Wand, sodass der, der die Türe öffnet, nichts sieht, weil man sich im versteckten Winkel befindet.

Nun fährt man über die Wände, an denen Bilder aus der Kindheit hängen und abgehangen worden sind, man streicht über die Rahmen und über die ausgeblichenen Rechtecke. Man ist zu groß, um sich hinter den Jacken zu verstecken, der Kopf ragt über die Leisten mit den Haken.

Man ist zu klein, um sich nicht verstecken zu müssen, fühlt sich zwischen Nur zu Besuch und Bewohner, aber keiner Kategorie zugehörig. Die Mutter eilt die Treppe hinunter, weil sie das Rascheln im Flur hört und fragt, was man hier mache, was ich hier mache. Ich sage, ich schau mich um und tue so, als würde ich die Bilder an der Wand betrachten, die die Kindheit in schöne Farben packen. Die Schwester und ich schaukeln, wir besteigen zu viert einen Berg, sie wird eingeschult. Wir haben eine Katze, die nach zwei Jahren überfahren wird, das sieht man nicht. Die Schwester findet sie am Nachmittag, den Kopf schräg zur Seite gedreht, so etwas sollte ein Kind nicht sehen. Die Schwester musste lange getröstet werden und die Mutter streichelte ihr den Rücken. Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa und ich wünschte mir, ich hätte die Katze gefunden. Ich stand in der Küche und trank Orangensaft. Ich kann mich noch erinnern, dass die Mutter meinen Namen rief, aber ich schloss die Tür und trank das Glas, so schnell, dass ich einen O-Saftbauch bekam.

Nachts konnte ich nicht einschlafen, ich dachte immerzu an die Katze, bildete mir ein, dass meine Bindung zu ihr größer als die der Schwester war und ich weinte noch mehr um diesen Verlust als um die Katze. Wann immer ich sie rief, war sie gekommen und die Mutter hatte vor der Verwandtschaft scherzhaft von Katzenflüsterin gesprochen, worauf ich tagelang stolz war. Mit dem Tod der Katze hatte die Schwester aufgeholt.

Die Mutter stellt sich neben mich und betrachtet mit mir die Bilder. Sie ist kleiner als ich. Die Mutter hat das Schrumpfen begonnen. Eigentlich teilten wir uns eine Größe und noch immer ziehe ich ihre Regenjacke an, wenn ich hinausgehe. Sie reicht mir ihre Pullover, wenn mir kalt ist. Es sind Pullover, die sich über andere Pullover ziehen lassen. Die Mutter besitzt Unterhemden und Unterpullover und Überpullover und Westen und teilt sie gern. Jetzt wird es Sommer und sie kann mir nichts anbieten, sondern nur auf die Bilder schauen, wo sie mir noch Sachen angeboten hatte.

„Schau mal“, sagt sie und zeigt auf ein Foto, dass mich und sie im Wald zeigt, wie ich ihr begeistert einen Stock reiche. Die Schwester ist nicht zu sehen.

„Wer hat es gemacht?“, frage ich und versuche mich an die Szene zu erinnern, aber es liegt in einem Abschnitt, der sich nicht erinnern lassen will. Es erscheint mir komisch, dass die früheste Kindheit uns am meisten prägen soll, auch wenn wir uns bewusst an nichts erinnern.

„Papa“, meint sie, „deine Schwester war in der Schule. Wir wollten wandern gehen, hatten uns beiden den Tag freigenommen, aber als wir dich am Kindergarten abliefern wollten, wolltest du nicht aussteigen. Ich will mit, hast du gesagt, und zuletzt geschrien. Dabei hattest du nie viel geschrien. Da haben wir dich mitgenommen. Statt auf den Gipfel zu gehen, waren wir vor allem unten im Wald und du hast einen Staudamm gebaut.“

Ich beginne mich zu erinnern, nicht an das Erlebnis, sondern an die Erzählung. Sie schaut mich an und ich nicke und lächle. In der Luft greife ich nach dem Mut und als ich ihn finde, sage ich, es gäbe noch Bögen, die ausgefüllt werden müssten. Der Therapeut frage nach Familienerkrankungen, wir setzen uns an den Tisch.

Zwischen uns ein Obstkorb, zwei leere Tassen, eine leere Kanne Tee. Als meine Mutter Anstalten macht, sie wegzuschieben, tue ich so, als würde ich mir einschenken und die Mutter sagt nichts. Vor ihr liegt das letzte des Fragebogens mit den Lücken für die Erkrankungen der Familie. Auf die ersten Seiten habe ich bereits Symptome geschrieben, dünne Bleistiftstriche, die zu zeigen, ich mich schäme. Was bei den Fotos fehlt, ist das Erwachsenwerden, der Auszug, der Grund für unsere, für meine Sprachlosigkeit.

„Gab es in unserer Familie Erkrankungen?“

Sie starrt auf die Frage, wird selbst sprachlos, „meine Mutter, deine Oma, war eine traurige Person.“ „Aber“, rechtfertigt sie, es war auch schwierig. Der Uropa war sehr streng und dein Opa auch. Sie haben sich nicht unbedingt geliebt, das war damals nicht ungewöhnlich, es war eine Ehe, die Sinn gemacht hat und die schnell geschlossen wurde. Vielleicht war sie anfangs auch verliebt, aber es war schwierig, den Opa zu lieben, er hat wenig über Gefühle gesprochen und viel gearbeitet. Sie sind umgezogen, wegen seiner Arbeit, da hatte sie keine Freundinnen mehr. Kein Wunder, dass sie oft traurig war.“

Der Bogen fragt nach Diagnosen und da schüttelt sie den Kopf, „eigentlich nicht.“ Wenn die Mutter eigentlich sagt, existiert auch ein uneigentlich.

„Und Papas Familie?“

„Ich glaube nicht. Die Oma hat Demenz. Der Opa Krebs. Aber über Psychisches weiß ich nichts. Es war damals nicht üblich Diagnosen zu bekommen, wenn man nichts besonders Schwerwiegendes hat.“

„Und ihr? Ihr habt nichts, oder? Oder deine Schwestern? Papas Schwester?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, nur Übliches.“

„Wieso dann ich?“, frage ich, aber ich spreche so leise, dass sie mich nicht versteht. Als sie nachfragt, schüttle ich den Kopf. „Was soll ich jetzt eintragen“, frage ich stattdessen und sie überlegt. „Wie wäre es mit `Keine Diagnose, aber vermehrte Traurigkeit mütterlicherseits`.“ „Vermehrt?“, frage ich, „na ja, niemand ist immer glücklich.“, antwortet sie, meint mehr, aber ich weiß nicht, was und frage nicht nach, sondern schreibe, wie sie es sagt.

„Mit den anderen Teilen kommst du zurecht? Oder sollen wir einmal zusammen darauf schauen?“ Sie fasst mich über den Tisch am Arm, ich zucke zusammen, sie schreckt zurück und starrt auf die Schiene. „Tut es noch sehr weh?“, fragt sie. „Nee.“, sage ich, „und ich glaub, ich komm allein klar.“ „Ich bin da.“, sagt sie und auf einmal ist wieder ein Kloß im Hals, ich beiße ihn zusammen, ich drücke mit dem Rachen fest dagegen, drücke ihn klein und zurück und lächle und gehe.

Als ich vom Garten in die Küche schaue, sitzt sie da noch immer, den Oberkörper über die Obstschale gebeugt, der Rücken gekrümmt. Irgendwann dreht sie sich um und ich ducke mich rasch unter dem Fenstersims und krabble zur rechten Seite hinaus.

Fremdes Land

Jeden Sommer verließen wir, was wir Heimat nannten und schwärmten aus. Die Hälfte der Ferien, die wir als Kinder nie so schätzten, wie wir es als Erwachsene tun würden, verbrachten wir in Italien oder Frankreich. Die Autofahrt kam uns damals unendlich lang vor, dabei waren es selten mehr als sechs Stunden. Der Vater fuhr und die Mutter hielt die Karte. Verließen wir die gut markierten Hauptstraßen, kam es an den Kreuzungen oft zu Streit. Als wir bereits die weiterführende Schule besuchten, bekamen wir kleine Minifernseher zu Weihnachten geschenkt, die wir an den Lehnen der Vordersitze anbringen konnten. Wir stritten uns um die Filme, aber sobald einer begann, vertrugen wir uns.

Kamen wir am Campingplatz an, bauten die Eltern das Vorzelt des Wohnwagens auf und scheiterten bei jedem ersten Versuch. Sie waren sich uneins, wie es im Vorjahr gelungen war. Während der Vater darauf beharrte, es schon noch hinzubekommen, stand die Mutter auf und verschaffte sich einen Überblick der Nachbarn. Sie begutachtete deren Vorzelte sehr genau, bis der jeweilige, beäugte Nachbar seinen Wohnwagen verließ, um sie zu fragen, was sie da mache. „Ich wollte nur sehen“, sagte sie, „wie Sie das aufgebaut haben. Unseres wirkt ähnlich, aber mein Mann und ich schaffen es gerade nicht.“ Wenn sie mit fremden Menschen sprach, war ihre Stimme höher als sonst. Der jeweilige Nachbar meinte, er könne es sich ja einmal anschauen und sofort standen sie zu dritt oder viert um den Wohnwagen und die Plastikplanen, die davor lagen. Der Vater zog sich seine Geschäftsstimme an, er könne es sich nicht erklären, ganz so, als wäre das Vorzelt ein schwerwiegendes Problem, dessen Lösung besonders ausgeklügelt und keineswegs von einem Menschen zu finden wäre. Die Nachbarn, die die Mutter holte, hatten immer ein deutsches Kennzeichen. Ich war oft erstaunt, wenn ich auf dem Campingplatz eine fremde Sprache vernahm, denn diese Gegenden schienen mir zur Ferienzeit eine Erweiterung der deutschen Landesfläche zu sein. Die deutschen Nachbarn bauten den Eltern das Zelt auf, während wir Kinder uns über ihre Dialekte lustig machten. Einmal gingen wir zu weit und mussten früh schlafen gehen und am nächsten Tag auf ein Eis verzichten. Es waren Berliner, der Mann ein Ingenieur, wie er laut und oft betonte, deswegen wüsste er genau, wie man solch ein Zelt führte. Er brauche keine Anleitung, sagte er, und wir Kinder stürzten uns auf seine Sprache. Icke. Das Berlinerisch war der Schmutz, in dem wir uns wälzen wollten, unsere ganze Haut mit dieser urkomisch und in unseren Ohren maximal dämlich klingenden Sprache einreiben. Dem Mann gefiel unser Imitieren weniger gut und den Eltern noch viel schlechter. Der Nachbar hörte zu reden auf, seine Finger wurden hastiger, die Knoten schneller und lockerer gebunden, aber die Heringe umso tiefer in die Erde gerammt, sodass die Eltern bei unserer Abfahrt drei Wochen später sehr zu kämpfen hatten. Sie bedankten sich herzlich bei ihm, als das Zelt stand, aber er winkte nur ab, ging und warf uns Kindern noch einen letzten bösen Blick zu.

„Das geht so nicht“, sagten die Eltern aus einem Mund und wir zuckten mit den Schultern, „wir lernen neue Sprachen.“ An solchen Tagen hielten wir zusammen und die Eltern hatten es schwer mit uns.

Morgens durften wir frisches Baguette.

Ich schwanke. Ich kann mich nun entscheiden, denke ich, muss mich entscheiden. Meine innere Ruhe hängt an seidernen Fäden und eine Schere zieht mich zu.

Handlung:

Sie lernt diesen Jungen kennen -> sie machen mehr zsm/freunden sich an

Die Mutter und der Vater -> sie muss mindestens einmal mit beiden deren Beziehung besprechen

Zeltausflug mit dem Jungen, aber er sagt ab und sie geht allein

Meis

Der Vater kauft Meisenknödel. Xyz. Er steht an der Tür, zu groß für ihren Rahmen und fragt, ob ich ihm helfen wolle, sie aufzuhängen.

Gedichte

den Sommer fängt man mit Keschern,

man sucht im Keller und findet vertrocknete Fische

in Maschen, die man verschlossen glaubte.

das Fenster verhängt man mit Kiemen, die Haut

mit Schuppen, die Augen mit Trübe,

macht die Luft fließend wie rinnende Zeit.

die Tür ist eine Böschung, zu steil, um sie nachts zu erklimmen.

das Haus ist ein Stausee, der morgens geleert wird, er flimmert

und geht mittags aus.

der Regen ist der Dieb, der Farben stiehlt, wenn er ist und Farben lässt,

wenn er geht.

aber von unten sieht man das nicht, was gestohlen wurde,

man gräbt sich in Sand, atmet mit verschlossenem Mund,

denkt sich als einen, den man fangen kann.

An einem Tor aus Stein der Eingang,

ein Tourist ruft *die Unterwelt*.

er schießt ein Bild, im Hintergrund

küsst eine Frau eine Frau, pinkelt ein Hund mit gehobenem Bein,

schlägt eine Glocke den Tag, reißt ein Kind sich los,

fährt ein Auto zu schnell, sucht ein Bettler braune Münzen,

kauft ein Mann einen Ring und eine Junge Schokolade,

gebärt eine Katze, rollt eine Murmel ins Tor,

das mit Kreide auf den Asphalt gezeichnet wurde.

Ich fürchte mich vor Saturnmenschen, also der Idee, es könnte auf einem anderen Planeten ein Wesen geben, das Leben so definiert, dass ich keinen Begriff mehr habe. Ich fürchte mich auch vor der Gleichzeitigkeit an Worten, die dasselbe meinen, aber sich verschieden sprechen. Eine abstruse Angst habe ich vor still stehenden Uhren und denen, die zu schnell sind, vor Punkten statt Kommata, die Halbsätzen ihre Partner stehlen. Ich fürchte mich vor dem Aufwachen, dass den endgültigen Abschied des Gesterns bedeutet.

Wäre ich ein Himmelskörper, dann ein wackliger Mond, der zur gleichen Zeit um alle kreist. Ein von Druckstellen eingedelltes Oval erlaubt mit beim Kreiseln die Runden zu zählen.

(falsch gesetzten Satzzeichen, Punkten gar, die Halbsätzen ihre Partner stehlen. Ich habe Romeo und Julia in der Schule gelesen und glaube jeder Satzteil braucht einen Freund. Ich fürchte mich, morgens aufzuwachen und das Fenster zeigt ein nachgezeichnetes Gestern, aber ich fürchte mich auch vor Differenzen, wenn das Heute sich neue Farben mischt. Auf dem Saturn stelle ich mir mich als Mond vor und ziehe Ovale, vor zu schönen Kreisen fürchte ich mich. Ich glaube, erst die Druckstellen erlauben es dem Kreis, seine Seiten zu unterscheiden und in sich den Fortschritt zu sehen.)

**Du hast dir die Heimat geklaut.**

Ich ging mit Klippen im Rucksack und dem Meer in Gesicht.

Ich nahm mir vor, niemandem davon zu erzählen.

Ich suchte einen Beruf, eine Wohnung und vier Bekanntschaften,

sodass drei Tage der Woche allein meine blieben.

Ich kaufte das Brot in einer französischen Bäckerei und im Supermarkt Schweizer Käse.

Ich trug die Schuhe, bis sie abgelaufen waren und flickte die Löcher meiner Hose.

Der Rucksack war verstaut im obersten Schrankfach.

Ich tippte Zahlen in das Gerät und trug meine Stunden ehrlich ein.

In der Mittagspause aß ich grünen Salat.

Sonntags besuchte ich eines der Museen und als ich alle besucht hatte, begann ich erneut.

Ich sah Kinder auf dem Spielplatz Burgen bauen.

Ich sah Mütter mit Vätern streiten.

Ich fütterte im Treppenhaus die Katze der Nachbarn mit Futter, das ich eigens dafür kaufte.

Wenn mein Mund wollte, rief ich der Reihe nach, einen der vier an.

Mein Mund wollte montags bis donnerstags reden.

Ich dachte, niemand bemerke es.

Sie mussten es alle gesehen haben, die Wellen im Gesicht, aber erst nach mehreren Jahren, sprach die Bäckerin es aus.

Das letzte Kind winkt mit allem, dass es hat:

ein Buch, ein Pullover und der Schirm vom Vater.

Die Berge

Die Schweiz wirft mit Sprache nach mir,

berührt sie mich, löst sie sich

auf.

Die Kulisse an Berg bildet einen Rahmen,

in dem müht sich

ein neues Land zu sein und spricht

das

Worüber ich schreiben möchte: Sprachlosigkeit, Porträts,

Ich nehme jeden Tag ein Vitaminpräperat, löse den Orangengeschmack auf der Zunge, frage mich, wie sie das A und das B und das C und das D aus der Frucht gelöst haben und ab nun pfel, irne, ranberry und attel vor einer großen, grauen Firma im Abfall Mangel haben.